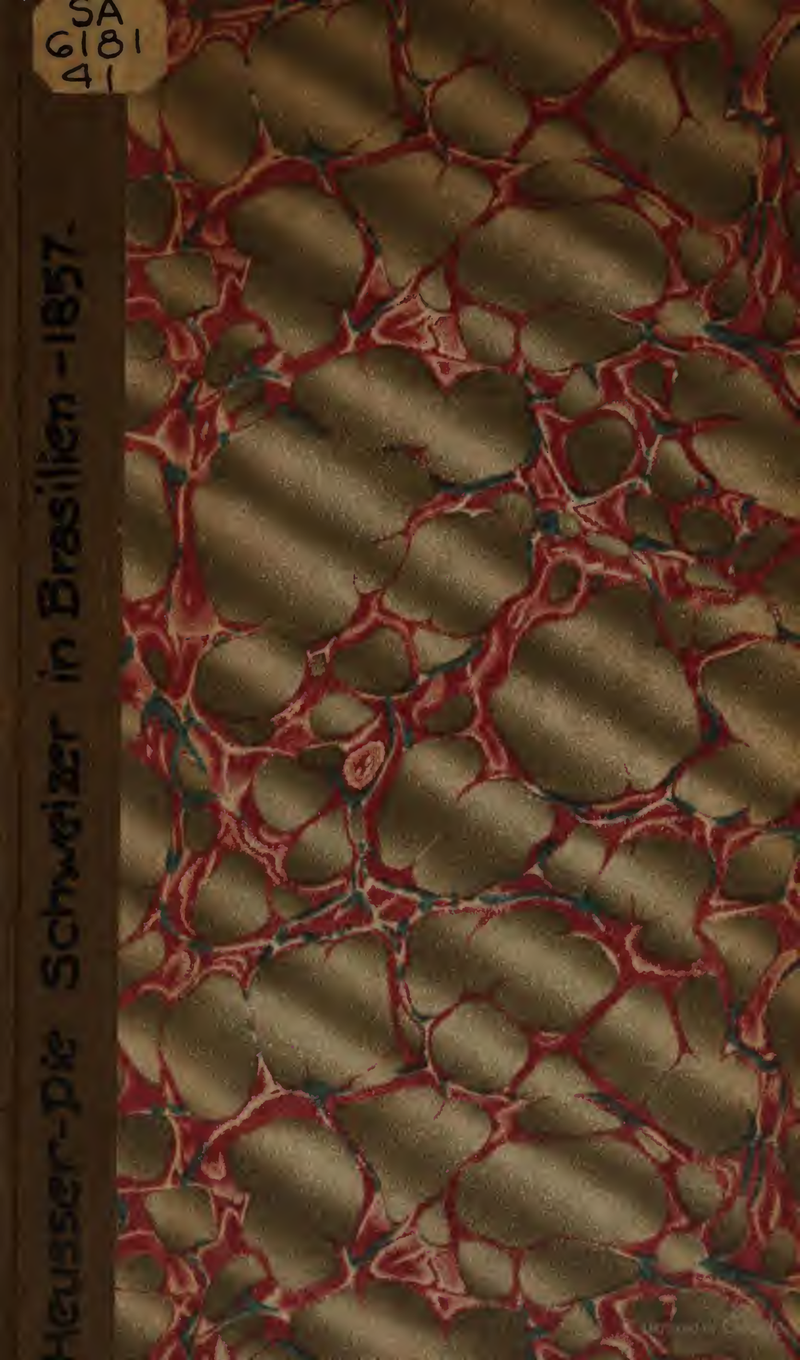

Heusser - Die Schweizer in Brasilien - 1857.

Die

Schweizer auf den Kolonieen in St. Paulo in Brasilien.

Bericht des Herrn Dr. Heußer

an die

Direktion der Polizei des Kantons Zürich.

Zürich,

Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.

1857.

Vorbericht.

Im April 1855 wanderte eine nicht unbedeutende Zahl Prätigauer nach den Kolonieen des Herrn Vergueiro, Provinz St. Paulo in Brasilien; an der Spitze derselben befand sich Thomas Davatz, Schullehrer, der die Verpflichtung zur Erstattung eines Berichtes über die Zustände und Verhältnisse der Ansiedler in den bezeichneten Kolonieen übernahm. Der Bericht blieb aus, hingegen wurde von Davatz ein Hülferuf an die Regierung des Kantons Graubündten gerichtet; der Bericht sei in unrechte Hände gekommen, und weil er ungünstig laute, so bedrohe man ihn. Der Kleine Rath des Kantons Graubündten gelangte nun mit Schreiben vom 16. Juni 1856 an den Regierungsrath des Kantons und ersuchte ihn, den Auswanderungsagenten Herrn C. Paravicini in Zürich, durch dessen Vermittlung diese Auswanderungsgesellschaft befördert worden, für den Lehrer Davatz persönlich verantwortlich zu machen. Die Direktion der Polizei, der der zürcherische Regierungsrath die Sache übertrug, vernahm den Herrn Paravicini über die Verhältnisse der Schweizer in den Kolonieen des Vergueiro; dieser erklärte sich nun im Namen des Hauses Vergueiro geneigt, die Kosten zu übernehmen, wenn von der Regierung Jemand nach der Kolonie geschickt werde, um die Zustände und Verhältnisse der Kolonisten zu erforschen. Nach mehrfachen Unterhandlungen theils mit dem Generalbevollmächtigten des Hauses Vergueiro, Herrn Schmid in Hamburg, theils mit dem Herrn Paravicini, bei welchen es den Anschein hatte, als ob die Absendung eines solchen Bevollmächtigten Herrn Schmid nicht ganz recht sei, kam die Sache in Ordnung, und Herr Dr. Heußer ver-

stand sich dazu, die Mission zu übernehmen. Während den Unterhandlungen stellten auch die Regierungen von Bern, Unterwalden, Glarus, Aargau das Begehren, den Herrn Dr. Heußer dafür anzugehen, auch ihre Angehörigen in den brasilianischen Kolonieen ins Auge zu fassen. Herr Heußer erhielt eine ganz allgemein gehaltene Instruktion, das Nähere mußte man nothwendiger Weise, weil unbekannt mit den dortigen Verhältnissen, seiner Einsicht überlassen; eine ins Detail gehende Instruktion hätte leicht ein Hemmschuh sein können. Im November 1856 trat Herr Heußer seine Reise an und erstattete im April 1857 den ersten vorläufigen und im Juni den zweiten Bericht an die Direktion der Polizei des Kantons Zürich; der hier folgende ist nun der dritte und wie sein Inhalt zeigt der Hauptbericht. Die Mittheilungen des Herrn Heußer über die Zustände der Kolonisten in Brasilien werden im Wesentlichen bestätigt durch die Erzählungen des wieder in seine Heimat zurückgekehrten Herrn Davatz und durch mehrere von verschiedenen Kolonisten an ihre Verwandten gerichteten Briefe, die der Polizeidirektion mitgetheilt wurden. Wie die Schweizer im Auslande bei allen Gelegenheiten ein reges Interesse am Vaterlande zu Tage treten lassen, so sollen wir auch ein Herz für die Schweizer im Auslande haben, und wenn sie in Noth sind, ihnen so weit es möglich ist beispringen; hier ist die Möglichkeit gegeben, verzichten die Gemeinden auf ihre Vorschüsse, so kann man wahrscheinlich die Kolonisten aus der Abhängigkeit, in der sie sich gegenwärtig befinden und die der Sklaverei gleichkommt, befreien.

Zürich, im September 1857.

Der Direktor der Polizei:

Benz.

Einleitung.

Das Hochland der brasilianischen Provinzen Minas geraes und Sao Paulo ist vielleicht eine der reichsten und gesegnetsten Gegenden des neuen Kontinents. Abgesehen von den Schätzen, die das Innere der Erde birgt, bietet dieß Land auf der einen Seite die Produkte der Tropen in vorzüglicher Qualität, auf der andern Seite aber auch diejenigen gemäßigter Klimate: eine Menge europäischer Gemüse und Früchte, so wie prächtige Weiden für Rindvieh, Schaafe und Ziegen.

Die hohe Erhebung über Meer bedingt ein im Verhältniß zur geographischen Breite (die beiden Provinzen liegen ungefähr zwischen dem 10ten und 25sten südlichen Breitegrad) ziemlich mildes Klima, ein Klima, an welches Bewohner gemäßigter Zonen ohne allzu große Beschwerden sich gewöhnen können; es ist daher dieß Land eines der wenigen, in welchem Europäer die bis vor Kurzem nur von Schwarzen verrichtete Arbeit ausführen, Kaffee, Zucker &c. pflanzen können, und es war unbedingt ein glücklicher Gedanke, die europäische Auswanderung nach diesem Lande zu lenken. Was Minas durch seine höhere Erhebung über Meer an Wärme verliert, das geht der Provinz Sao Paulo durch ihre südlichere Lage ab.

Wenn auch in der Provinz Minas sich Schweizerkolonieen zu gründen angefangen haben, so interessirt uns doch hier bloß Sao Paulo, weil die vom Hause Vergueiro auf das Halbpachtsystem gegründeten Kolonieen bisher die Grenzen dieser Provinz noch nicht überschritten haben.

Beim größten Hafen der Provinz Sao Paulo, bei Santos, nähert sich das Küstengebirge (Serra genannt) dem Meeresufer bis auf $2^1/_2$ Legoas.* Von Santos bis an den Fuß der Serra, wo ein kleines Dörfchen, Cubatao, liegt, führt der Weg durch eine sumpfige, unbewaldete Ebene. Gleich hinter Cubatao erheben sich

* Eine brasilianische Legoa hat ziemlich genau $^5/_4$ Schweizerstunden.

die steilen und schroffen Abhänge der Serra, von dichtem Urwald bewachsen. Bäche rauschen in starken Fällen von der Höhe herunter; der Weg führt über dieselben hin oder denselben entlang; oft geben sie sich aber bloß durch Rauschen kund, während die üppige Vegetation ein eigentliches Laubdach über dieselben bildet und sie dem Auge entzieht. Auch die Steilheit und Tiefe der Abhänge bleibt dem Auge verborgen. Bloß hie und da, wo ein Maulthier heruntergestürzt ist und im Fall das dichte Gesträuch mitgerissen hat, sieht man den tiefen Abgrund.

Nach etwa $2^1/_2$ Stunden erreicht man die Höhe der Serra, die gegen 2000 Fuß über das Meer sich erheben mag,* und genießt hier noch einen herrlichen Anblick über den von vielen Flüssen und Buchten des Meeres durchzogenen Küstensaum und über die ziemlich hoch sich erhebenden Inseln und Halbinseln nach dem weiten Meere hin.

Hier ist zugleich die Wasserscheide des großen Plata-Stromgebietes. Weiter nach dem Süden hin durchbricht kein im Innern des Landes entspringender Fluß mehr die Serra, sondern statt des wenige Stunden weiten Weges zum atlantischen Ozean fließen alle Gewässer dem Innern zu, durch den Tiete nach dem Parana, und erreichen so das Meer erst nach einem Lauf von mehreren hundert Stunden.

Deßwegen darf man aber nicht glauben, daß von der Serra aus gegen das Innere zu die Erhebung des Landes stets abnehme und so eine sich wenig neigende Hochebene bilde. Vielmehr ist es ein eigentliches Hochland, dessen größte Höhen sich nicht auf der Serra, sondern weit im Innern finden, und dessen Thäler in mannigfaltigen Windungen die Gewässer allmälig dem Innern zu-

* Mein Anhäroid-Barometer gab einen Unterschied von 49 MM. vom Niveau des Meeres, woraus jene mit den gewöhnlichen Angaben übereinstimmende Höhe von 2000 Fuß folgt. Trotzdem muß ich bemerken, daß die Beobachtung sehr unsicher ist, und daß ich ohne jene Uebereinstimmung dieselbe gar nicht mitgetheilt hätte. Ich machte dieselbe nämlich erst auf der Rückreise, als das Instrument bereits vom Transport bedeutend gelitten hatte. Auf der Reise von Santos zu den Kolonieen hatte ich zu große Eile, als daß ich mit dergleichen Beobachtungen mich hätte abgeben können.

führen. Daher kommt es, daß die Straßen nach dem Innern nicht dem Laufe eines Flusses folgen, sondern in ziemlich gerader Richtung über alle Höhenzüge hinwegführen. Etwa 7 Legoas von der Höhe der Serra in ziemlich öder, unbewaldeter Gegend liegt die Hauptstadt der Provinz: Sao Paulo.

Dasselbe Ansehen behält die Gegend von hier noch einige Stunden weit bei; sie ist früher bebaut und ausgenutzt worden; seitdem haben sich aber die Bewohner weiter ins Innere gezogen, um den Matto uvigem (jungfräulicher Wald, Urwald) anzubauen. Dort, wo die üppige Vegetation nicht an die Tropen erinnert, hat die Gegend große Aehnlichkeit mit unsern Voralpen.

Etwa 7 Legoas hinter St.Paul ist das Land wieder theils angebaut, theils mit Urwald bedeckt. Dabei ist hier gegen Jundiahy hin das Terrain so zerklüftet und mannigfaltig gegliedert, wie ich nichts Aehnliches selbst in den europäischen Alpen gesehen habe.

Kurz vor der zweiten bedeutenden Stadt der Provinz: Campinas (18 Legoas von St.Paul), beginnen die schönsten Kaffeepflanzungen und ziehen sich von da namentlich nördlich gegen Ampara hin. In derselben Richtung fortschreitend kommt man dagegen zunächst auf einen ziemlich großen Campos (unbewaldete Ebene, meist als Viehweide benützt), und nachher auf- und absteigend, durch wenig bebaute, meist mit Urwald bedeckte Gegenden bis zu der 11 Legoas von Campinas entfernten Stadt Limoeira, und noch 4 Legoas weiter, ebenfalls meist durch Urwald nach dem Städtchen St.Joao de Rio Claro. Diese beiden Städte bilden Sammelpunkte für die vielen in ihrer Umgegend liegenden Kolonieen. Dahin kommen Sonntags die Katholiken zur Kirche, Protestanten aber wie Katholiken, um Gemüse zu verkaufen und überhaupt sich zu treffen.

Zwischen diesen beiden Städtchen liegt die größte und älteste aller dieser Kolonieen, Ybicaba, dem Hause Vergueiro angehörend. Es liegt dieselbe, wie die meisten dieser Kolonieen, am Abhang eines Hügels, dessen oberer Theil mit Kaffee bepflanzt ist; unterhalb und neben derselben befindet sich gewöhnlich das Pflanzland der Kolonisten, und ganz in der Tiefe ein Pasto (Viehweide). Unten im Thal liegt in der Regel auch die Fazende, großes Wohnhaus des Herrn (Fazendeiro) mit den Ingenien (Pochwerken, um den

Kaffee von seiner Schaale zu befreien), welche meist von Bächen getrieben werden, wie denn überhaupt die ganze Gegend sehr reich ist an ganz bedeutenden Wasserkräften. Unmittelbar bei den Fazenden finden sich daher auch oft Mühlen, Sägen, und je nach der Größe derselben auch oft Ziegeleien, Schmieden u. s. w.

Die Fazende von Ybicaba hat nach meinen Barometerbeobachtungen ziemlich dieselbe Höhe, wie die Serra bei Cubatao, also gegen 2000 Fuß. Alle umliegenden Kolonieen sind eher etwas höher gelegen, und bei dieser Erhebung über Meer ist denn, wie bereits bemerkt, das Klima so weit gemildert, daß Deutsche und Schweizer sich ohne allzu große Beschwerden an dasselbe gewöhnen. Ohne Beschwerden und Opfer geht es aber doch nicht, und es haben in dieser wie in vielen andern Beziehungen die Auswanderer die Uebersiedlung viel zu leicht genommen. Kaum entgeht Einer ganz der Klimakrankheit, welche in großer Abspannung, Müdigkeit und in heftigem Jucken der Haut besteht, und die meisten, und gerade die stärksten Kolonisten das erste Jahr fast arbeitsunfähig macht. Im Allgemeinen sollen Leute über 40 Jahre viel heftiger von dieser Klimakrankheit befallen worden sein als jüngere; verhältnißmäßig starben auch viele Familienväter aus dem kräftigsten Alter der Vierzigerjahre weg; daher die vielen Wittwen und Waisen auf den Kolonieen. Abgesehen von der Klimakrankheit dürfen auch die theils unangenehmen, theils gefährlichen Mosquitos, Sandflöhe, Fledermäuse und Schlangen nicht vergessen werden, die dem Einwanderer viel Ungemach bereiten.

Während 1½ Jahren angestellte Thermometerbeobachtungen * lassen mich zwar noch keinen Schluß ziehen auf die mittlere Temperatur; indeß will ich doch die in der kältesten und heißesten Zeit gemachten Beobachtungen hier mittheilen: in den kältesten Monaten Juni und Juli fiel das 80theilige Thermometer Morgens auf 4°—6°, Mittags stand es auf 18° — 21°, Abends auf 14° — 17°. In den heißesten Monaten Dezember, Januar und Februar stand das Thermometer Morgens auf 15° — 16°, Mittags auf 24° — 27°, Abends

* Von Lehrer Davatz, dessen Thermometer ich mit den meinigen verglichen und ziemlich genau gefunden habe.

auf 21° — 23°. Bei Regenwetter stieg dasselbe aber Mittags bloß auf 17° — 20°. Bekanntlich wird die heiße Zeit durch ziemlich regelmäßige Regengüsse etwas gemildert. Der Monat Oktober, wo allerdings die Sonne noch nicht am höchsten steht, soll aber mit zu den heißesten gehören, weil noch keine regelmäßigen Gewitter sich einstellen. Die angeführten Morgenbeobachtungen sind übrigens jedenfalls nicht zur kältesten Stunde, d. h. unmittelbar vor Sonnenaufgang gemacht worden, geben also nicht das Minimum der Temperatur, denn früh Morgens soll es in der Tiefe bisweilen gefrieren.

Der Kontrakt auf halbe Rechnung zwischen dem Haus Vergueiro und den Kolonisten.

Bei unserer* Ankunft war große Aufregung und Erbitterung unter den Kolonisten. Es hatte sich die Ueberzeugung fest und tief eingewurzelt, daß das Haus Vergueiro beabsichtige, die Kolonisten durch stete Vermehrung ihrer Schulden in eine neue Art von Sklaverei zu bringen, und so die Lücke zu ersetzen, die in den Arbeitskräften Brasiliens entstanden war, seit keine schwarzen Sklaven mehr aus Afrika eingeführt wurden. Eine Beschwerdeschrift war an die Provinzialregierung eingereicht worden; wenig hatte gefehlt, daß nicht sämmtliche Kolonisten in offene Revolution ausgebrochen wären.

Die meisten und wichtigsten Klagepunkte der Kolonisten hatten ihren Grund in der großen Unbestimmtheit und Dehnbarkeit verschiedener Punkte des Kontraktes. Andere Punkte desselben, welche großes Unglück über viele Familien gebracht haben, sind zwar bestimmt genug; man muß sich aber wundern, daß, wenn überhaupt Leute, die lesen können und den Inhalt des Gelesenen verstehen, je diesen Kontrakt gelesen haben, die Auswanderung auf denselben je möglich war.

* Herr A. Diethelm begleitete mich als Abgesandter des schweizerischen Generalkonsuls, Herrn David in Rio de Janeiro, auf die Kolonieen, und ihm verdanke ich einen großen Theil der hier niedergelegten Mittheilungen und Angaben, so wie Hülfe und Rath in der ganzen Angelegenheit.

Ich halte es für angemessen, diesen Kontrakt hier wörtlich aufzunehmen und mit einem kleinen Kommentar zu begleiten.*

„Art. 1. Der Kolonist   dessen Ehefrau und Kinder, aus   und verpflichten sich aus freiwilligem Entschlusse, auf dem Schiffe Kapitain   am   im Hafen von Hamburg eingeschifft und nach Santos, Provinz St.Paulo, in Brasilien übersiedelt zu werden.

„Art. 2. Herr M. Valentin in Hamburg übernimmt die Beförderung der erwähnten Kolonisten von Hamburg nach Santos, mit Inbegriff der Verpflegung, zu folgenden Preisen:

a) Für jede erwachsene Person, männlichen oder weiblichen Geschlechts, über zehn Jahre   Piaster gleich Fr.
b) Für jede unerwachsene Person, männlichen oder weiblichen Geschlechts, unter zehn Jahre   Piaster gleich Fr.
c) Kinder unter einem Jahre sind frei.

„Art. 3. Sobald die im Art. 1 erwähnten Kolonisten im Hafen von Santos angekommen sind, haben sie sich zur Verfügung der Gesellschaft Vergueiro zu stellen, welche sie zu empfangen, zu verpflegen und an ihren Bestimmungsort zu bringen hat.

„Art. 4. Die Gesellschaft Vergueiro übernimmt folgende Verpflichtungen:

1) Den betreffenden Kolonisten den Vorschuß von   der zur Ueberfahrt von Hamburg nach Santos in der Provinz St.Paulo nöthigen Summe zu geben.
2) Jedem der benannten Kolonisten gleich nach Ankunft daselbst das zu ihrem Unterhalte und Transporte nach einer der Kolonieen der „Gesellschaft Vergueiro" Erforderliche abzureichen, und damit so lange, wie auch mit Anweisung von Arbeit fortzufahren, bis sie im Stande sind, das Nöthige durch sich selbst zu erlangen.
3) Jedem Familienvater diejenige Zahl Kaffeebäume zu übertragen, welche er bebauen, pflücken und pflegen kann.

* Es ist dieß der Kontrakt der Leute vom Jahr 1853 und später; die früheren Kolonisten, so noch die vom Jahr 1852, hatten einige günstigere Bestimmungen, z. B. freie Wohnung.

4) Dem Kolonisten auf einem dazu tauglichen Boden und an dem dazu bestimmten Orte den Anbau der zu ihrem Unterhalte nöthigen Lebensmittel zu ermöglichen.

„Art. 5. Dagegen verpflichten sich die vorerwähnten Kolonisten zu Folgendem:

1) Sich friedfertig zu betragen und weder die Ruhe ihrer Nachbarn noch die der Kolonie zu stören oder zu benachtheiligen.
2) Die ihnen übertragenen Kaffeebäume, wie es gebräuchlich ist, zu bebauen und zu pflücken und den gepflückten Kaffee an dem dazu bestimmten Orte an den Empfänger der Pflanzung abzuliefern.
3) Gemeinschaftlich und im Verhältniß zu der abgelieferten Quantität Kaffee an der Zubereitung Theil zu nehmen, bis er zu Markt gebracht werden kann.
4) Für jede den Kolonisten gehörende Arrobe Kaffee, nach dem Verhältniß von drei gestrichenen Alqueiren in der Hülle, vierhundert Reis und zwar so lange zu bezahlen, bis die im vorstehenden Artikel erwähnte Arbeit, gemeinschaftliche Arbeit, einen geregelten Gang genommen hat.
5) Ausfallende Bäume in der ihnen anvertrauten Abtheilung der Pflanzung auf ihre Kosten zu ersetzen.
6) Der Gesellschaft Vergueiro den Belauf der Passagegelder, des Unterhaltes und der Aushülfe zur Arbeit mit dem gesetzlichen Interesse von sechs Prozent vom Tage der Auslage an zu verzinsen, solidarisch dafür behaftet zu bleiben und zur Tilgung dieser Schuld mindestens die Hälfte des jährlichen Gewinnes zu verwenden.
7) Die Kolonisten haben sich den auf der Kolonie bestehenden Anordnungen zu fügen.

„Art. 6. Nach geschehenem Verkaufe durch die Gesellschaft Vergueiro gehört ihr die eine Hälfte des reinen Ertrages und die andere Hälfte den Kolonisten.

„Art. 7. An den von den besagten Kolonisten erzielten und von ihnen verzehrten Nahrungsmitteln hat die Gesellschaft Vergueiro keinen Antheil, verlangt aber die Hälfte von denjenigen, welche verkauft werden.

„Art. 8. So lange der Kolonist getreu seine Verpflichtungen erfüllt, kann auch die Gesellschaft Vergueiro die Erfüllung der ihrigen nicht unterlassen, doch steht es dem Ersteren frei, aus der Kolonie zu scheiden, sobald er seine Schuld getilgt und ein Jahr zuvor schriftliche Anzeige an die Gesellschaft Vergueiro gemacht hat, unter Verwirkung einer Strafe von 50 Milreis auf den Kopf, wenn der Austritt vor Bezahlung der Schuld und ohne vorherige Anzeige dieser Absicht geschieht.

„Art. 9. Alle Zweifel, welche zwischen den Kolonisten und der Gesellschaft Vergueiro entstehen könnten, werden durch Schiedsrichter vor den dazu befugten Behörden des Landes geschlichtet, und zwar ohne weitere Förmlichkeiten und Apellation.

„Art. 10. Die Gesellschaft Vergueiro kann diesen Kontrakt mit allen darin enthaltenen Verbindlichkeiten auf jeden andern entsprechenden Gutsbesitzer zur Erfüllung übertragen, vorausgesetzt, daß erwähnter Kolonist keine gerechte oder begründete Ursache habe, in dessen Dienst nicht einzutreten.

„Art. 11. Die unterzeichneten Kolonisten erklären, daß sie mit den in vorstehenden §§ festgesetzten Bedingungen einverstanden und vorläufig für die Summe von Piastern für Personen ihrer Familie behaftet sind.

Nachtragsartikel.

„1. erkennt von seiner Gemeinde erhalten zu haben zu seiner Ausrüstung zur Reise nach Hamburg und zu seiner Seereise Frcs. Cts. mit Worten Franken
gleich Piaster.

„2. Zur Tilgung der laut § 1 der Nachtragsartikel kontrahirten Schulden der Gemeinde gegenüber bleibt die unterzeichnete Familie solidarisch verpflichtet, und zwar soll diese Tilgung innerhalb eines Zeitraums von fünf Jahren geschehen, nämlich daß vom zweiten Jahre an in jährlichen Raten der vierte Theil der betreffenden Summe abgezahlt wird, zu welchem Zwecke der Kontrakt zwischen den kontrahirenden Theilen auf fünf Jahre abgeschlossen worden ist.

„3. Die laut obenstehender Rechnung an die Gemeinde

jährlich auszukehrende Summe verpflichtet sich Vergueiro und Comp., vom halben Ertrage der von der unterzeichneten Familie jährlich gewonnenen Kaffee-Ernte oder andern Produkten (siehe § 6 und 7) einzubehalten und für Rechnung besagter Gemeinde, gleich nach geschehenem Verkaufe an Herrn mit dem Auftrage auszubezahlen, die betreffende Summe an die Gemeinde gelangen zu lassen, zu welchem Zwecke dem erwähnten Herrn die nöthige Vollmacht auf offiziellem Wege, abseiten der erwähnten Gemeinde ertheilt werden soll.

„4. Die unterzeichneten Auswanderer erklären, daß sie die in den vorhergehenden §§ aus einander gesetzten Bedingungen annehmen und für die Summe von Frcs. Cts., sage mit Worten Franken für Personen behaftet bleiben."

Zu Art. 2:

Es fällt hier auf, daß die Ueberfahrtssumme in Franken und Piastern angegeben ist. Der Piaster ist nämlich spanische Münze. Brasilianische Münze dagegen ist der Reis; 1000 Reis oder 1 Milreis sind ungefähr 3 Franken; wir werden noch näher darauf zurückkommen. Bei Ankunft der Kolonisten auf der Kolonie wurde nun die Schuld von Piastern aus berechnet, indem jeder Piaster gleich 2 Milreis gesetzt wurde. Auf diesem Wege kamen die Geldansätze ziemlich zu Ungunsten der Kolonisten heraus.

Zu Art. 3:

Die Gesellschaft Vergueiro übernimmt hier gewisse Verpflichtungen, aber es ist nicht gesagt, daß sie dieselben unentgeltlich übernehme. Für die in Art. 2 angeführte Ueberfahrtssumme ist allerdings als Ziel der Reise Santos angeführt, und es mögen somit die Kolonisten verpflichtet gewesen sein, die Reise bis zur Kolonie besonders zu bezahlen. Die Kolonisten freilich verstanden den Artikel so, daß die Gesellschaft Vergueiro sie umsonst an den Bestimmungsort zu bringen habe, und es läßt sich dieß um so eher begreifen, als Agenten und besonders Unteragenten, wie die Kolonisten allgemein behaupteten, für die im Kontrakt fest-

gesetzte Summe freie Reise „bis an Ort und Stelle" versprochen hatten.

Zu Art. 4, litt. 3:

Dieß ist einer der mißlichsten Punkte. Ein Fazendeiro war im Stande, diese Verpflichtung wörtlich zu erfüllen, und doch konnten dabei die Kolonisten nicht einmal die Kleider verdienen.

Der Kaffeebaum bringt nämlich erst im 4ten Jahr einigen, erst im 5ten und 6ten Jahr wirklich reichlichen Ertrag. Vom 6ten bis 12ten Jahr ist seine beste Zeit; nach dem 15ten Jahr nimmt er wieder ab, und gibt um so weniger Ertrag, je älter er wird. Dabei ist die Arbeit ganz dieselbe; der Kaffeeberg muß nämlich möglichst rein gehalten, jährlich 3—4 Mal kagmirt, vom Unkraut gereinigt werden. Wird nun den Kolonisten junger Kaffee angewiesen, so haben sie je nach dem Alter gar keinen oder geringen Verdienst. Das Haus Vergueiro selbst hat zwar keinen Mißbrauch von diesem Punkt des Kontrakts gemacht, sondern denjenigen Kolonisten, denen junger Kaffee angewiesen wurde, für das Reinhalten von je 1000 Bäumen 20 Milreis jährlich bezahlt. Andere Fazendeiros aber werden wir treffen, die ihre Kolonisten rein dazu benutzten, ohne alle Entschädigung die jungen Kaffeebäume rein zu halten und groß zu ziehen.

Zu Art. 5, litt. 3:

Der Kaffee, wie er vom Baum gepflückt wird, ist äußerlich ganz ähnlich unserer Kirsche, nur daß beim Kaffee umgekehrt das Fleisch unbrauchbar ist, der Kern dagegen die Hauptsache. Um diesen Kern herauszubekommen, wird der Kaffee erst auf steinernen Platten getrocknet, dann in den oben erwähnten Pochwerken gestampft und nachher gereinigt. Mit dieser Arbeit haben die Kolonisten nichts zu thun, sondern es wird dieselbe von Sklaven der Fazende ausgeführt; dafür müssen aber die Kolonisten eine gewisse ihrem Antheil Kaffee entsprechende Summe bezahlen, und diese Summe wird unter litt. 4 näher bestimmt. Natürlich bezahlen die Kolonisten diesen Betrag nicht an baar, sondern es wird derselbe so wie die Kosten für den Transport des Kaffee nach Santos und die Verkaufsprovision von dem in Santos erhaltenen Preis abgezogen.

Zu Art. 5, litt. 4:

Der frisch gepflückte Kaffee wird nach dem Maaß abgeliefert, in Alqueiros, der getrocknete Kaffee aber wird dem Maaß verkauft, in Arroben.* Es ist daher wichtig, das Verhältniß des Kaffee in der Hülse zum getrockneten Kaffee zu kennen. Dieses ist aber sehr verschieden, je nachdem der Kaffee vom Baum ganz grün oder schon halb dürr gepflückt wird. Jede Jahresernte wird in dieser Beziehung ein anderes Verhältniß herausstellen. — In den angeführten Worten des Kontrakts ist nun von vornherein ein bestimmtes Verhältniß vom Kaffee in der Hülse zum getrockneten Kaffe angenommen, und zwar sollen 3 Alqueiros 1 Arrobe geben, und für die Reinigung einer Arrobe getrockneten Kaffee, also für 3 Alqueiros in der Hülse soll der Kolonist 400 Reis bezahlen. Wenn also ein Kolonist z. B. 300 Alqueiros Kaffee gepflückt hat, so betragen die Reinigungskosten 100 × 400 = 40,000 Reis.

Die Kolonisten glauben nun aber, es brauche weniger als 3 Alqueiros Kaffee in der Hülse für 1 Arrobe getrockneten Kaffee; angenommen nun, $2^1/_2$ Alqueiros geben schon eine Arrobe, so würden 300 Alqueiren 120 Arroben geben, und die Reinigunskosten würden im angeführten Fall 120 × 400 = 48,000 Reis betragen. Diese Bestimmung ist also an sich den Kolonisten günstig.

Nun leitet aber daraus das Haus Vergueiro das Recht ab, den Kolonisten nicht die wirkliche Hälfte des gepflückten Kaffee, sondern je für 3 Alqueiros in der Hülse nur 1 Arrobe Kaffee zu bezahlen. Wenn also, wie im vorigen Jahr, für 1 Arrobe Kaffee in Santos 4400 Reis bezahlt wurde, so kam davon in Abzug:

Für Transport	1040	Reis,
Zubereitung	400	»
3 Prozent Verkaufsprovision	132	»
Zoll in Cubatao . . .	30	»
	1602	Reis.

Es trifft also auf die Arrobe noch 2798, oder, weil 3 Alqueiros auf 1 Arrobe gehen sollen, 933 Reis auf den Alqueiro. Nach dem

* Ein Alqueiro ist gleich 40 Litre. Eine Arrobe gleich 32 brasilianische Pfunde; das brasilianische Pfund aber ist gleich 459 Gramm.

Halbpachtsystem erhält der Kolonist die Hälfte, 467 Reis für den Alqueiro.

Die einzig richtige Rechnung, bei der der Kolonist die wirkliche Hälfte bekommt, ist aber folgende: Wenn aller frische Kaffee getrocknet ist, weiß das Haus Vergueiro: eine bestimmte Anzahl Alqueiros haben mir eine bestimmte Anzahl Arroben gegeben, z. B. 150,000 Alqueiros haben 60,000 Arroben, d. h. je $2^1/_2$ Alqueiros haben 1 Arrobe gegeben. Wenn nun nach Abzug aller Kosten der Preis für eine Arrobe Kaffee 2798 Reis ist, so trifft dieß auf den Alqueiro $^2/_5$ von 2798 = 1119 Reis; der Kolonist erhält somit $559^1/_2$ Reis.

Dabei kann allerdings das Haus Vergueiro etwas mehr Reinigungskosten berechnen. Es ist aber klar, daß der Kolonist bei höherem Kaffeepreis und größeren Reinigungskosten mehr gewinnt als bei geringerem Kaffeepreis und geringeren Reinigungskosten.

Zu Art. 5, litt. 7:

Unter diesen Anordnungen haben die Fazendeiros alle möglichen Bedingungen und Forderungen verstanden, die ihnen zusagten, und es ist in der That dieser Punkt auf eine schändliche Weise mißbraucht und ausgebeutet worden; so besonders wurden durch denselben die verschiedenen und nicht unbedeutenden Bußen gerechtfertigt.

Dieß Hausreglement, das sich auf allen Kolonieen findet, ist auf den Kolonieen des Hauses Vergueiro milder als auf vielen andern. So kamen z. B. die in demselben festgesetzten kleinen Bußen in eine allgemeine Krankenkasse, wurden somit zum Besten der Kolonisten selbst verwendet. Indeß kommt doch auch in dem Hausreglement von Ybicaba ein Punkt vor, der die Freiheit der Kolonisten sehr beschränkt: sie dürfen die Kolonie nicht verlassen, und ebenso keine fremden Kolonisten als Gäste in ihren Häusern aufnehmen ohne Erlaubniß des Direktors. Die auf Uebertretung dieser Punkte gesetzten Bußen sind zwar nicht groß, aber das dadurch dem Herrn zugesicherte Recht ist jedenfalls für die Kolonisten sehr lästig, eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, die dem an die Behandlung von Sklaven gewöhnten Brasilianer gar nicht auffällt, dem Schweizer aber unerträglich ist.

Zu Art. 6:

Dieser Artikel sichert ganz klar den Kolonisten die wirkliche Hälfte des reinen Ertrags, macht also jene Auslegung von Art. 5 litt. 4 unmöglich, nach welcher von vornherein das Verhältniß von 3 Alqueiros zu 1 Arrobe angenommen ist.

Zu Art. 8:

Der Kolonist ist durch die Strafe von 50 Milreis auf den Kopf an die Erfüllung seiner Pflichten gebunden; von der Gesellschaft Vergueiro heißt es dagegen bloß: „auch sie kann die Erfüllung ihrer Pflichten nicht unterlassen“. Es sind daher wiederholt Fälle vorgekommen, wo Fazendeiros, ohne an eine Entschädigung zu denken, Kolonisten augenblicklich fortgeschickt haben mit dem Raisonnement: können wir denn nicht auf unserm Eigenthum wohnen lassen, wen wir wollen? Die Kolonisten aber haben jedes Mal ihre schwere Strafe erstanden, wenn sie vor Jahresfrist nach der Kündigung fortgingen.

Zu Art. 9:

Es ist zu bedenken, daß ein solches Schiedsgericht stets aus Brasilianern zusammengesetzt war, d. h. aus Leuten, deren eigene Interessen mit denen der Fazendeiros zusammenfielen; ganz abgesehen davon, daß alle diese größeren Fazendeiros durch verwandtschaftliche Bande fast zu Einer großen Familie geworden sind.

Zu Art. 10:

Welche gerechten oder begründeten Ursachen kann ein eben aus Europa kommender Kolonist haben, nicht in den Dienst eines solchen Fazendeiro zu treten? Die Kolonisten waren also durch diesen Artikel gezwungen, mit all der Abhängigkeit, die ein Schuldverhältniß schon in Europa mit sich bringt, sich jedem beliebigen Gutsbesitzer Brasiliens, der bisher an die Behandlung von Sklaven gewöhnt war, hinzugeben. War dabei nicht von vornherein großes Unglück abzusehen?

Zu Nachtragsartikel 2:

Diese Solidarität ist der wichtigste und unglücklichste Punkt von allen. Das Haus Vergueiro wollte sich und die Fazendeiros sichern vor dem Verlust der Vorschüsse, der sie treffen konnte, wenn ein Hausvater kurz nach der Ankunft auf der Kolonie wegstarb.

Dadurch kam aber namenloses Unglück über Wittwen und Waisen: alle Schulden erben sich dadurch fort, und zwar haften auf diese Weise für einander nicht bloß Verwandte, sondern Alle, die Einen Kontrakt unterschrieben haben. Oft hat Eine Familie 3, 4 und noch mehr Angeschlossene, und es ist merkwürdig, mit welcher Blindheit oder Schlechtigkeit die Gemeinden in der Schweiz arbeitsunfähige oder schlechte Individuen (ganz besonders Personen mit unehelichen Kindern) an ohnehin schon große und arme Familien anzuschließen suchten. Wenn nun ein solcher Angeschlossener, wie es oft vorgekommen ist, bei der Ankunft in Brasilien oder später auf der Kolonie durchbrannte, so hatte einfach die Familie, auf dessen Kontrakt er herübergekommen, seine Schuld abzuverdienen. Die Reisekosten von Hause bis zur Kolonie betragen aber durchschnittlich für die erwachsene Person nicht weniger als 150—170 Milreis oder 450—510 Franken. Wenn die Betreffenden aber noch einige Zeit auf der Kolonie blieben, so vermehrte sich diese Schuld sehr bald noch bedeutend, indem die Lebensmittel hier lange nicht so wohlfeil sind, wie man in Europa glaubt (wir kommen speziell darauf zurück), alles Andere aber ungefähr 3 Mal so viel kostet als in Europa; man kann ziemlich genau annehmen, daß was bei uns 1 Franken, auf diesen Kolonieen ein Milreis kostet. Darum waren auch die vielen alten, arbeitsunfähigen Leute für ihre Anverwandten eine Last, wie man sich's in Europa gar nicht vorstellen kann.

Einige der bemitleidenswerthesten Opfer dieser Solidarität will ich doch hier anführen:

D. Marti von Engi (Matt), Kanton Glarus, hatte eine Angeschlossene mit einem unehelichen Kind; jene ist gestorben. D. Marti hat deren Schuld abzuverdienen und behauptet, die Gemeinde hätte ihm gegen seinen Willen jene Person aufgedrungen.

Wittwe Magdalena Jöler von Fanas, Kanton Graubündten, kam hieher mit ihrem stummen Sohn, einer Tochter, einem Schwiegersohn (Schneebeli aus dem Kanton Zürich) und drei Enkeln, von denen einer diesem Schneebeli gehörte, die zwei andern aber ohne Vater und Mutter herübergekommen waren. Die Mutter des ersteren starb auf der Kolonie; der Schwiegersohn Schneebeli war gewissenlos genug, durchzubrennen, und es blieb somit der alten Mutter

mit dem stummen Sohn eine Schuldenlast von 1177 Milreis, die sich ohne Zweifel noch bedeutend vermehren wird, bis sich einmal die 3 Enkel darein theilen.

Rud. Hunziker von Oberkulm, Kanton Aargau, kam mit seiner Frau und zwei Angeschlossenen, Verena Hunziker und Anna Huber, auf die Kolonie. Hier starben die ersteren drei und es blieb der Angeschlossenen Anna Huber eine Schuld von 1006 Milreis.

Die Wittwe von Rud. Bruder von Teufenthal, Kanton Aargau, mit 4 Kindern, hat nicht bloß die Schuld der eigenen Familie, sondern außerdem noch 179 Milreis eines Angeschlossenen Jakob Ehrismann auf sich, der sich, als Rud. Bruder gestorben war, auch aus dem Staube machte; ihm wurde sogar von der philantropischen Gesellschaft in Rio de Janeiro, die freilich von seinem Schuldverhältniß nichts wußte, die Reise nach Europa bezahlt. Und in der Heimat wird dieser Ehrenmann nun mit seinen Erlebnissen aus Brasilien renommiren!

Wittwen, die mit 4—8 unerzogenen Kindern vom Vater Schulden von 1000 Milreis und darüber ererbt haben, könnte ich in Menge aufzählen!

Der zweite Theil dieses Artikels 2 ist sehr gewagt und setzt voraus, daß die Hälfte des jährlichen Gewinns (vergl. Art. 5, litt. 6) mindestens gleichkommt dem 4ten Theil der Schuld jeder Familie, was bei dem größten Theil der Kolonisten nicht der Fall war.

Die Kolonieen des Hauses Vergueiro: Ybicaba und Angelica.

Die von den Kolonisten eingereichte Klageschrift will ich hier wörtlich aufnehmen und Punkt für Punkt möglichst unparteiisch beantworten.

Art. 1.

„Die Gesellschaft Vergueiro reduzirt denjenigen Kolonisten, welche mit Vorschuß ihrer Gemeinden und mit Kontrakt auf diese Gesellschaft hieher wandern, ihre heimatliche Schuld in hiesige Währung und macht dabei solche Ansätze, wodurch die Kolonisten meistens sehr benachtheiligt werden. Der französische oder schweizerische Fran-

ken wird Manchem zu 377 Reis, Andern noch bedeutend höher, wieder Andern auch niedriger, wohl Allen aber zu hoch angesetzt. Vergueiro u. Comp. übervortheilt also die armen Leute, welche sie unter den Vorspiegelungen, sie hier glücklich machen zu wollen, hieher verlockt, und behandelt sie dabei noch ziemlich ungleich. Diese Reduktion wäre gar nicht nöthig. Die Gesellschaft Vergueiro muß den europäischen Darlehnern nur in den Münzsorten entsprechen, welche den Kolonisten ausgehändigt wurden, muß meistentheils den dießfälligen Darlehnern auch keinen Zins bezahlen, und wo sie einen solchen geben muß, kann sie ihn vom Verdienst des Betreffenden abziehen, ohne das Kapital zu reduziren, und ohne hinter den Kindern des Kolonisten sich als Schuldner der Gemeinden, und als Gläubiger des Kolonisten darzustellen."

Art. 2.

„Wenn ein Kolonist mit Schulden hieher kömmt und bezahlt mit solchen Münzen, in welchen seine Münzen ursprünglich ausgedrückt sind, so wird ihm seine bezahlte Münze niedriger angeschlagen als bei der Reduktion die schuldige, 1 Franken z. B. nur 320 Reis."

Wir können die beiden Punkte zusammen beantworten. Wahr ist, daß bei Uebertragung der heimatlichen Schuld in brasilianische Münze der Franken oft zu 370, meist zu 377, einige Male aber auch zu 385 und 388 angenommen ist; und daß, wenn umgekehrt Kolonisten mit Schweizergeld ihre Schulden abbezahlten, oder mit solchem Anlehen beim Hause Vergueiro machten, der Franken gewöhnlich zu 320, einige Male aber auch zu 340 Reis angenommen worden ist. Ich kenne natürlich den Geldkurs der letzten Jahre nicht; nach der Ansicht der schweizerischen Kaufleute in Rio soll aber in dieser Stadt in den letzten Jahren wenigstens kein so großer Unterschied im Geldkurs stattgefunden haben.

Art. 3.

„Ein ziemliches Unrecht beging die Gesellschaft Vergueiro namentlich gegen den Töpfer Forster in hier, der auf Vorschuß der Gesellschaft die Seereise machte, und einen fixen Jahresgehalt schon in Europa ausbedungen und gehörig verschrieben hatte. Reduktion seiner Schuld und seines Gehalts wurde so verschieden gemacht, daß er sehr zu Schaden kam; zudem hat man ihm von seinem

Jahresgehalt so viel abgezogen, als es auf die Sonn- und Feiertage trifft, welche doch auch zum Jahre gehören."

Die Reduktion der Schuld erfolgte zu 369 Reis. Was den Abzug des Gehalts für Sonn- und Feiertage betrifft, so ist einem andern Schweizer-Arbeiter Recht geschehen in demselben Fall, sobald er sich darüber bei der Verwaltung beklagte.

Art. 4.

„Die Gesellschaft Vergueiro rechnet solchen Kolonisten, die das Reisegeld von ihren Heimatgemeinden unverzinslich erhalten, von Anfang an den Zins zu 6 Prozent an. Sie kassirt also fremde Zinse für sich ein und übervortheilt arme Leute."

In der That haben alle Kolonisten die Vorschüsse der Heimatgemeinden ans Haus Vergueiro verzinsen müssen. Auf beiden Kolonieen Ybicaba und Angelica fand ich aber bloß zwei Kolonisten, die ihre Vorschüsse an die Heimatgemeinden verzinsen mußten, nämlich Thomas Davatz von Fanas, Kanton Graubündten, zu 4 Prozent (im Jahr 1855 angekommen), und Alexander Burkhardt von Summiswald, Kanton Bern, zu 6 Prozent (im Jahr 1856 angekommen). Möglich wäre es, daß ich einige dieser Fälle übersehen hätte; ich glaube es aber nicht aus folgendem Grund: Davatz war kein gewöhnlicher Kolonist; ihm war schon von den Agenten in Europa eine bevorzugte Stellung auf einer Kolonie versprochen worden, daher es begreiflich ist, daß die Heimatgemeinde für den Vorschuß Zins verlangte. Und was den Burkhardt betrifft, so habe ich nachher noch einige Berner getroffen, die ebenfalls 6 Prozent an ihre Heimatgemeinden bezahlen müssen, außer diesen aber auf allen Kolonieen Niemand, der für diese Vorschüsse Zins schuldig war. Dagegen kann ich nicht sagen, daß die Kolonisten die Vorschüsse genau zu 6 Prozent verzinsen mußten, sondern es herrschte in der Berechnung der Zinse die reinste Willkür; dieß mögen folgende Beispiele beweisen: Ein Kolonist hatte am 31. Juli (seine Rechnung wurde immer an diesem Tage geschlossen) 1855 eine Schuld von 1636 Milreis. Im Laufe des folgenden Jahres bis zum 31. Juli 1856 empfing er an baarem Geld und für Lebensmittel vom Hause Vergueiro für 360 Milreis. Nach dem Kontrakt (Art. 5, litt. 6) mußten auch diese 360 Milreis vom Tage des Em-

pfanges an zu 6 Prozent verzinst werden; und in der That hatte der Chef des Hauses angeordnet, daß die während des Jahres aufgelaufene Schuld für 6 Monate, oder, was dasselbe ist, daß die Hälfte dieser Schuld für das ganze Jahr zu 6 Prozent verzinst werden sollte. Wären nun die Gemeindevorschüsse genau zu 6 Prozent verrechnet, so hätte der Betreffende am 31. Juli 1856 zu verzinsen gehabt 1636 + 180 = 1816 Milreis à 6 Prozent, d. h. einen Zins = 108.96 Milreis. Satt dessen sind ihm aber nur 90 Milreis, d. h. Zinsen von 1500 Milreis, angerechnet.

Eine andere Kolonistenfamilie hatte ferner am 31. Juli 1855 eine Schuld von 1346 Milreis. Während des folgenden Jahres bezog sie vom Haus Vergueiro Lebensmittel ꝛc. im Werth von 463 Milreis, sollte also, wenn die Gemeindevorschüsse zu verzinsen waren, am 31. Juli 1856 verzinsen eine Summe von 1346 + $231^1/_2$ = $1577^1/_2$ Milreis.

Dafür ist annähernd der Zins von 1550 Milreis, nämlich 93 Milreis, angerechnet.

Nun hatte aber während des Jahres eine Tochter geheirathet und der Mutter (es war eine Wittwe) 209 Milreis abgenommen. Für diese 209 Milreis sind auf Seite des Guthabens der Wittwe keine Zinse abgeschrieben, wohl aber sind dem Schwiegersohn die Zinse dieser Schuld für das laufende Jahr angerechnet.

Ein anderer Kolonist hatte ferner am 31. Juli 1855 ein Guthaben von 63 Milreis. Im Laufe des Jahres bezog er von dem Hause Lebensmittel ꝛc. für 132 Milreis, hatte also am 31. Juli 1856 bloß 66—63 = 3 Milreis à 6 Prozent zu verzinsen; dafür sind ihm aber 3 Milreis selbst als Zinsen, d. h. also die Zinsen von 50 Milreis angerechnet.

Es läßt sich also eine vollständige Willkür in der Zinsberechnung nicht läugnen. Auch muß ich noch erwähnen, daß diese Zinsen den Kolonisten schon in den Jahren 1854 und 1855 angerechnet wurden, also bevor ein Kolonist angekommen war, der wirklich Zinsen an seine Heimatgemeinde zu bezahlen hatte.

Art. 5.

„Die Gesellschaft Vergueiro läßt in Europa durch ihren Agenten oder durch die Ueberfahrtsverträge sagen, daß bei der Ankunft

in Amerika kein Kopfgeld bezahlt werden müsse, und bemerkt nichts von einem zu entrichtenden Kommissionsgelde, belastet aber hier jede Person über 8—10 Jahren, und je zwei Kinder unter diesem Alter bis hinunter auf 1 Jahr mit 10 Milreis, die sie Kommissionsgeld nennt."

Daß das Kommissionsgeld jedem Einwanderer angerechnet wurde, ist richtig, sogar denjenigen, in deren von den Agenten ausgestellten Ueberfahrtsverträgen Art. 10, litt. 6 wörtlich zu lesen war: „die oben eingeschriebenen Passagiere sind bei der Ankunft in Amerika frei von der Entrichtung des Spital- oder Armen-, sogenannten Kopfgeldes, da solches in nachstehendem Betrag inbegriffen ist."

Das Auffallendste bei diesem Kommissionsgeld ist übrigens, daß dasselbe dem Haus Vergueiro von der Provinzialregierung gut geheißen worden war. Ich verweile deßwegen jetzt nicht länger bei diesem Punkt, sondern komme bei den Straßenarbeitern noch einmal auf denselben zurück.

Art. 6.

„Die Gesellschaft Vergueiro rechnet den Kolonisten für die Reise von Santos nach der Kolonie meistens ein zu hohes Reisegeld an, was besonders dann als ein Unrecht sich qualifiziren würde, wenn, wie wir hörten, die Kolonisten von Santos nach dieser Kolonie unentgeltlich transportirt werden sollten. Von einem solchen Reisegeld steht in unserm Kontrakte nichts."

Ueber die Berechtigung des Hauses Vergueiro, von den Kolonisten die Reisespesen von Santos bis zur Kolonie zu verlangen, habe ich mich schon ausgesprochen. Was aber den Betrag der Rechnungen betrifft, so sind die Kolonisten zum großen Theil selbst Schuld, daß dieselben sehr hoch ausgefallen. Gleich beim Eintritt ins neue Paradies, schon auf der Reise machten sie sich's bequem und ließen sich's wohl sein, begnügten sich nicht mit gewöhnlicher Kost, sondern entlehnten vom Hause Vergueiro beliebig viel baares Geld, und dieß ist natürlich auch mit in den Reiserechnungen inbegriffen. Ein schlagendes Beispiel in dieser Beziehung ist ein Ehepaar ohne Kinder aus Graubündten, das für die Reise von Santos eine Rechnung von 176 Milreis hatte. Diese Leute hatten den

Weg nicht zu Fuß gemacht, sondern auf einem zweirädrigen von Stieren gezogenen Wagen, für den sie 50 Milreis bezahlen mußten; und außerdem hatten sie 50 Milreis an baar bezogen; dazu kamen nun 20 Milreis Kommissionsgeld, Unterhalt auf der Reise, der Transport ihres Gepäcks, und damit ist das Räthsel gelöst.

Dagegen läßt sich auch nicht läugnen, daß solide und sparsame Familien mitunter auffallend große Reiserechnungen haben. Als Beispiel dafür diene eine Familie bestehend aus Mann, Frau und 4 Kindern, von denen drei unter 8 Jahren; ich will diese Rechnung speziell mittheilen:

Kommission	45,000
Unterhalt in Santos	28,870
Arzneien und dem Arzt	2,600
1 Kessel	3,420
1 Kiste	3,800
2 Reitthiere	50,000
Transport der Effekten	110,000
Zoll in Cubatao	1,350
Ausgaben auf dem Wege von Santos nach Angelica	29,940
Lebensmittel gekauft in Santos	19,320
Den Führern	13,896
Lebensmittel	8,300
Thiere mit Unterhalt	13,896
	330,392 Reis.

Diese Familie hatte also ungefähr 1000 Franken Reisekosten! Andere größere Familien gibt es natürlich mit noch weit größeren Rechnungen. Durchschnittlich kam die Reise eine erwachsene Person auf etwa 30—35 Milreis zu stehen, das Kommissionsgeld mit inbegriffen. Und von dieser Ausgabe, die den Kolonisten gleich bei seiner Ankunft in Brasilien traf, wußte der Auswanderungslustige in Europa nichts!

Art. 7.

„Die Gesellschaft Vergueiro nimmt jährlich für ein schlechtes Haus, an dem der Bewohner gar oft und viel ohne Bezahlung bessern und flicken muß, wenn es nicht größtentheils zusammenfallen soll, und in dem bei starkem Regen gar keine trockene Stelle zu

finden ist, 12 Milreis Zins ab. Diesen Zins rechnet sie auch solchen an, denen im Kontrakt freie Wohnung versprochen ist. Die neuen Kolonisten müssen oft lange auf eine Wohnung warten und unterdessen bei ältern Kolonisten, besonders im Schullokal neben 3, 6 bis 10 Familien eingepfercht sein und sich dabei Krankheiten und Seuchen aussetzen. An solchen Wohnungen, für welche der obige Hauszins bezahlt werden muß, hat der Kolonist alles zu machen, was über die 4 Wände, das Dach, 2 Thüren und 2 Fenster hinausgeht. Dahin gehört die Wegräumung des Grases und der Gesträuche aus dem Hause, die Ausebnung des Bodens, die Aufrichtung von Zwischenwänden, eines Herdes u. s. w. Stall und Zaun ist auch nicht vorhanden, und wo sie sind, muß sie der Betreffende theuer zahlen."

Die Kolonisten vom Jahr 1852 sind nach ihrem Kontrakt frei von Hauszins, haben aber trotzdem in den letzten 3 Jahren Hauszins bezahlen müssen wie die später angekommenen Kolonisten. Für diese mag der jährliche Zins von 12 Milreis gerechtfertigt sein, wenn die Häuser gut im Stande sind; dagegen sind Klagen Einzelner über schlechte Wohnungen mannigfach gerechtfertigt, indem oft Dach und Seitenwände so schadhaft sind, daß die Leute keinen Schutz haben gegen die heftigen tropischen Regen. — Auch sind Mehreren die 18 Milreis, die für den Ausbau des Innern des Hauses versprochen waren, nicht wirklich ausbezahlt worden.

Art. 8.

„Die Gesellschaft Vergueiro verspricht: den Kolonisten auf einem dazu tauglichen Boden und an dem dazu bestimmten Orte den Anbau der zu ihrem Lebensunterhalt nöthigen Lebensmittel zu ermöglichen. Den neuen Kolonisten wird nun oft, wie es scheint mit Vorsatz, erst zu der Zeit Pflanzland angewiesen, wo die Pflanzarbeit nicht mehr recht verrichtet werden und die Frucht auch nicht mehr recht gedeihen kann. Kein Kolonist hat so viel Pflanzland, daß er daraus alle zu seinem Unterhalt nöthigen Lebensmittel ziehen und bestreiten kann; viele können nicht einmal hinreichend Mais, Reis und Bohnen pflanzen, und wenn etwa ein Kolonist etwas von einem solchen Artikel oder auch ein groß gezogenes Schwein verkauft, um aus dem Erlöse andere nöthige Lebensmittel, als

Salz, Zucker, Rindfleisch rc. kaufen zu können, so daß er also nur einen Tauschhandel treibt, so hat Herr Vergueiro schon einige Male die Hälfte des Erlöses für sich genommen. Viel Pflanzland ist auch sehr wüst, steinig und schlecht; und viel schlimmer, als es in Bezug auf das Pflanzland jetzt schon ist, wird es bis spätestens in 2 Jahren werden, bis wohin der weitaus größte Theil des gegenwärtigen Pflanzlandes wegen dem darin gepflanzten Kaffee nicht mehr zur Produktion von Lebensmitteln benutzt werden kann."

Unter diesen zum Unterhalt nöthigen Lebensmitteln sind namentlich auch Schweine zu verstehen, weil alle Speisen mit Schweinefett, nicht mit Butter gekocht werden. Um auch für einige Schweine genug Mais pflanzen zu können, braucht es allerdings große Strecken Pflanzlandes. Mir war es natürlich unmöglich, zu wissen, wie viel eine Familie von einer bestimmten Anzahl Personen nothwendig hat.

Die Klage ist aber jedenfalls übertrieben. Ich fand vor Allem eine Familie, die wirklich nach ihrer eigenen Aussage genug Pflanzland hatte, und deren Buch ausweist, daß sie seit zwei Jahren fast nichts als Salz, Zucker und Kaffee auf der Fazende gekauft hat. Es ist dieß eine Wittwe Clauzel von Attalens Kanton Freiburg mit 7 Kindern, deren sämmtliches Pflanzland etwa 175,500 Quadratfuß * ausmacht; außerdem hat sie beim Haus einen Hof und Garten von etwa 4500 Quadratfuß. — Eine andere Familie hat im Verhältniß zur Personenzahl noch fast mehr Pflanzland als die vorige; aber trotzdem figuriren in ihrem Buch große Posten von Speck und Lebensmitteln, die auf der Fazende gekauft wurden. — Andere Kolonisten, denen ich das Land ausmessen wollte, erklärten, sie hätten sich nicht über Mangel an Pflanzland beklagt. Wieder Andere hatten das ihnen angewiesene Land gar nicht bebaut, sondern es vorgezogen, alle Lebensmittel von der Fazende zu kaufen. So hat z. B. eine Familie von 4 Personen (Vater, Mutter und zwei Kinder) in Einem Jahr nicht weniger als 640 Pfund Speck gekauft, was zu dem gewöhnlichen Preis von 200 Reis berechnet die Kleinig-

* Von genauer Messung ist hier keine Rede; ich maß einfach nach meinem Schritt und nahm denselben zu 3 Fuß an. Da es hier besonders auf Vergleichung des Pflanzlandes der einzelnen Familien mit einander ankommt, ist es auch ziemlich gleichgültig, ob der Schritt zu 2½ oder 3 Fuß angenommen wird.

keit von 128,000 Reis ausmacht. Dieselbe Familie hat durchschnittlich täglich 1 Pfund Zucker gebraucht, macht, zu 120 Reis berechnet, im Jahr 43,800 Reis; also im Jahr für etwa 516 Franken Zucker und Speck!

Dagegen gibt es allerdings auch Familien, die entschieden zu wenig Pflanzland haben; als Beispiel dafür diene ebenfalls eine Wittwe mit 5 Knaben; diese hat nicht mehr als etwa 50,400 Quadratfuß Pflanzland und keinen Garten. Bei jener ersten Familie waren 8 Personen, hier 6, das Pflanzland aber verhält sich wie 180,000 zu 50,400. Außerdem ist das Pflanzland der ersteren nahe dem Hause und eben, dasjenige der letzteren eine halbe Stunde vom Hause entfernt, sehr steil und steinig, so daß das Verhältniß des Ertrags noch viel ungünstiger wird, vielleicht wie 5 zu 1.

Es geht daraus hervor, daß auch in der Vertheilung des Pflanzlandes heillose Willkür von Seite der Direktion herrschte, während ich wirkich glaube, daß es in der Absicht des Chefs des Hauses lag, den Kolonisten genug Pflanzland zukommen zu lassen. Dieß beweist auch der Umstand, daß auf Angelica alle Kolonisten ohne Ausnahme genug Pflanzland hatten.

Was den Verkauf der überflüssig gepflanzten Lebensmittel betrifft, so hat das Haus Vergueiro nur in der letzten aufgeregten Zeit einige Mal von den ihm nach Art. 7 des Kontrakts zustehenden Recht Gebrauch gemacht. Vorher hatten aber die Kolonisten des Hauses Vergueiro die große Vergünstigung, die gepflanzten Lebensmittel ganz auf eigene Rechnung verkaufen zu können.

Art. 9.

„Die Gesellschaft Vergueiro gibt den Kolonisten bei weitem nicht die Hälfte des Reinertrags vom gepflückten Kaffee. 3 Alqueiros Kaffee in der Hülse geben, wie Proben und Aussagen anderer Kaffeepflanzer beweisen, eher 2 als bloß 1 Arrobe Gewicht, und doch wird uns nur 1 Arrobe bezahlt, und wahrscheinlich nicht einmal diese ganz; denn wir sind fest überzeugt, können es jedoch wegen Ermanglung der nöthigen Beweismittel nicht darthun, daß uns ein viel kleinerer Kaffeepreis verrechnet werde, als der wirkliche ist. Die Gesellschaft fügt ihrer im Auszug vorgelegten Rechnung keine Belege bei. Wir wissen nicht, was für allerlei Spesen in Abrechnung

kommen, denn wir können bei der Abrechnung nicht zugegen sein, müssen selbst unsere Rechnungsbüchlein, unsere einzigen Rechts- und Wehrmittel im Rechnungswesen für einige Wochen aus den Händen geben, und empfangen diese erst dann, wenn wir insgesammt zu dem Herrn Direktor gehen, von ihm unsere meist schrecklichen Schulden vernehmen, und die von uns ungeprüften Rechnungen im Hauptbuche unterschreiben müssen, wobei man denn auch inne werden kann, wie letztes Jahr, daß man eine viel kleinere Bezahlung des Kaffee erhält, als versprochen wurde. Von einer Verkaufsprovision, welche die Gesellschaft Vergueiro nimmt, steht in unserm Kontrakt nichts; dort heißt es einfach Art. 6: Nach geschehenem Verkauf durch die Gesellschaft Vergueiro gehört ihr die eine Hälfte des reinen Ertrags, und die andere Hälfte den Kolonisten. — Wie wir fest überzeugt sind, bringt Herr Vergueiro auch einen zu großen Kaffeetransport in Abrechnung. So kommt es, daß am 31. Juli 1856 der im Jahr 1855 gepflückte Kaffee nur mit 467 Reis per Alqueiro bezahlt wurde, anstatt daß uns, wie wir glauben dürfen, ungefähr 1 Milreis gebührt hätte."

Darüber habe ich mich bereits ausgesprochen, daß das Haus Vergueiro nach dem Kontrakt nicht berechtigt ist, von vornherein das Verhältniß von 3 Alqueiros zu 1 Arrobe anzunehmen. Was aber das wirkliche Verhältniß des Kaffee in der Hülse zum getrockneten Kaffee betrifft, so gehen die Kolonisten zu weit. Nach den Mittheilungen, die mir zwei schweizerische Kaffeepflanzer in der Provinz Rio gemacht, geben 2¾ Alqueiros Kaffee in der Hülse, wenn derselbe ganz frisch ist, eine Arrobe. Da der Kaffee aber nie ganz frisch gewonnen wird, so reichen in der Regel schon 2½ Alqueiros Kaffee in der Hülse hin, für 1 Arrobe getrockneten Kaffee. — Dazu kommt nun, daß durch plötzlichen Regen schon auf der Tereire, und außerdem noch beim Transport nach Santos stets Kaffee verloren geht.

Was die Verkaufsrechnung betrifft, so versprach mir Herr Vergueiro mit derselben Offenheit, mit der er mir alle Bücher und Dokumente auf der Kolonie zur Verfügung stellte, auch die Hauptbücher in Santos zu zeigen. Da ich aber in aller Eile durch Santos reiste, war es mir nicht mehr möglich, dieselben einzusehen.

Wenn aber, wie Herr Vergueiro behauptet, der mittlere Kaffeepreis in Santos 4400 Reis ist für die Arrobe, so kann, auch wenn die verschiedenen Spesen zu hoch angerechnet und weniger als 3 Alqueiros auf die Arrobe zu nehmen sind, niemals von ferne der von den Kolonisten erwartete Preis von 1 Milreis auf den Alqueiro herauskommen.

Art. 10.

„Wir können es zwar nicht beweisen, sind aber fest überzeugt, daß die nicht geeichten Maaße, womit unser Kaffee gemessen wird, zu groß sind; wenigstens mußte in der letzten Kaffeepflückzeit von einem solchen Maaße, nachdem es schon lange Zeit gebraucht worden, abgeschnitten werden, um es nur den andern Maaßen, die wahrscheinlich auch zu groß sind, gleich zu machen. Die Waage, womit uns die Fazende bisher den Speck, Zucker und Kaffee zuwog, ist eine Federwaage, oder wie wir fast glauben eine alte zu leichte englische Schiffswaage.“

Die Kaffeemaaße, Alqueiros, sind in Ybicaba von einem Schweizerkolonisten gemacht worden nach dem auf der Fazende gebrauchten Hohlmaaß für Mais, Bohnen 2c., dem Quart. Jene Alqueiros enthalten wirklich genau 4 Quart. Einer derselben war allerdings anfänglich etwas zu groß gewesen, aber schon nach einigen Wochen abgenommen worden. Dagegen stimmen Quart und Halbquart nicht. Das Quart hält mehr als 2 halbe Quart, und zwar mußte, bis das Quart voll wurde, noch etwa $1/6$ des halben zugesetzt werden.

Wenn nun das halbe Quart richtig ist, so ist das ganze um $1/12$ zu groß; dann sind auch die Alqueiros um $1/12$ zu groß, und die Kolonisten haben beim Kaffeemessen bedeutenden Schaden gelitten. — Möglich ist aber auch, daß Alqueiro und Quart richtig sind; dann ist der halbe Quart zu klein, und die Kolonisten haben beim Einkauf von Lebensmitteln, welche ihnen mit jenem zugemessen worden, Schaden gelitten. Quart und Halbquart sind übrigens nicht bloß legalisirt, sondern stimmen, wie ich mich an Ort und Stelle überzeugt habe, genau mit den Normalmaaßen in der Camera municipal in Limoeira überein!

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß mehrere Kolonisten fest

behaupteten, es sei lange Zeit ein vierter noch größerer Alqueiro im Gebrauch gewesen. Direktor und Unterdirektor bestritten dieß eben so entschieden. Sollte übrigens auch ein solcher Alqueiro vorhanden gewesen sein, so möchte es demselben wohl ergangen sein wie einem ähnlichen in Angelica.

In Angelica waren nämlich auch 3 Alqueiros: einer, der mit Quart und Halbquart stimmte, einer, der bedeutend zu groß, und einer, der bedeutend zu klein war. Den zu großen sah ich aber gar nicht. In der Kaffeepflückzeit suchten natürlich die Kolonisten so viel als möglich die beiden kleinern zu gebrauchen, und dieß erreichten sie am sichersten dadurch, daß sie den zu großen im Kaffeeberg versteckten, wo er auch wirklich verborgen blieb und verloren ging.

Was die Waagen betrifft, so waren dieselben auf Angelica zwar ungenau, wie überall, aber nicht falsch zum Nachtheil der Kolonisten. — In Ybicaba war allerdings eine englische Federwaage, deren Federkraft etwas nachgelassen hatte und die bei 12 Pfund und mehr Belastung etwas zu großes Gewicht anzeigte. Der Zeiger der Waage war aber etwas gekrümmt, so daß bei geringerer Belastung als 12 Pfund die Waage zu geringes Gewicht anzeigte. Da nun öfterer Lasten unter als über 12 Pfund gewogen wurden, so hatten von dieser Waage die Kolonisten eher Vortheil als Nachtheil; und um so mehr, als mir schweizerische Arbeiter auf der Fazende, die sonst zu den Kolonisten hielten, sagten, daß die Unverschämtheit vieler Kolonisten beim Wägen groß gewesen sei, und daß sie in der Regel eher zu viel als zu wenig zugewogen bekommen hätten. Auch ist zu bemerken, daß, sobald Klagen über diese Waage bei der Verwaltung laut wurden, von derselben eine neue Waage bei einem schweizerischen Arbeiter auf der Fazende bestellt wurde. Dagegen war noch eine Schnellwaage im Gebrauch, welche durch die große Dummheit und Nachlässigkeit des Unterdirektor Schmid den Kolonisten jedes Mal $1/2$ Pfund zu wenig zumaß. Am Ende des längern Hebelarms war nämlich ein eiserner Knopf, der das Herunterrollen des eisernen Gewichtes hindern sollte, etwas lose geworden. Statt denselben zu befestigen, hatte Schmid denselben einfach weggenommen.

Art. 11.

„Die Gesellschaft Vergueiro hat sich im Kontrakt verpflichtet, jedem Familienvater diejenige Zahl Kaffeebäume zu übertragen, welche er bebauen, pflegen und pflücken kann. Kaffeebäume verpflichtet sich die Gesellschaft anzuweisen, und nicht solche Pflanzungen, in denen stückweise kaum der zwanzigste Theil der Bäume, dagegen eine Unmasse von kleinen und großen Steinen, in welchen auch oft ganz kleine, noch fast nicht tragbare Bäume sich befinden. Und solcher Kaffee ist im Jahr 1855 an neue Kolonisten ziemlich viel ausgetheilt worden. Einer dieser Kolonisten hat in dem letzten sehr guten Kaffeejahr aus einem Stück, das nahe an 3500 Bäume haben sollte, 329½ Alqueiros Kaffee gepflückt, für den er nach den bisherigen Kaffeepreisen bei der künftigen Rechnung etwa 140—145 Milreis Bezahlung erhalten hätte. Die Hacken, die er in den schrecklich vielen Steinen dieses Kaffee zerschlagen hat, und die zum Pflücken nöthigen Tücher, Körbe u. s. w. kamen ihn aber mindestens auf 20 Milreis zu stehen."

Diese Klage ist sehr übertrieben; wenn Einzelnen auch in dieser Beziehung durch die bereits hinlänglich konstatirte Willkür der Verwaltung Unrecht geschehen sein mag, so ist im Allgemeinen der Kaffeeberg auf Ybicaba der schönste, den ich getroffen.

Art. 12.

„Die Gesellschaft Vergueiro kann nach dem Kontrakt bloß die Hälfte unsers Verdienstes, mit welchem sie die heimatliche Schuld bis zu Ende des 5ten Jahres tilgen zu wollen versprochen hat, uns zurückbehalten, die andere Hälfte sollte sie uns behändigen. Sie schreibt uns nun freilich unsern Verdienst, doch erst ungefähr ein Jahr nach verrichteter Arbeit, zu gut, zahlt uns ihn aber nicht aus, sondern gibt uns bloß alle Monate einige wenige, d. h. 2, 5 bis 10 Milreis, die wir aber verzinsen müssen. Auf diese Weise kann sich die Gesellschaft Vergueiro noch einen Zins unsers Verdienstes aneignen, und uns hindern, die Anläße zu viel wohlfeilerem Ankauf von Lebensmitteln zu ergreifen, dagegen uns nöthigen, solche auf der Fazende zu fassen."

Art. 13.

„Auf der Fazende sind aber die Lebensmittel oft viel theurer

als anderwärts. Eine ziemliche Zeit konnte man z. B. die Arrobe Zucker anderwärts zu 2560 bis 2880 Reis kaufen, während er auf der Fazende 5120 Reis kostete. Fleisch, Speck und Knochen wurden hier mit 240 Reis berechnet, während in St. Joao purer Speck zu 120 Reis verkauft wurde, und während ein hiesiger Kolonist, der das nöthige Geld besaß, außerhalb Ybicaba ein fettes Schwein so kaufte, daß ihn das Pfund nicht über 60 Reis zu stehen kam. Vor ungefähr $1^1/_2$ Jahre verkaufte die Fazende ganze Schweine zu 280, Speck zu 320 Reis per Pfund. Das Salz war hier eine Zeit lang auch viel theurer als in Limoeira. Seitdem die Rede von einer Untersuchung entstanden ist, haben einige Artikel bedeutend abgeschlagen; während dieser Zeit soll Herr Vergueiro, wie ziemlich stark vermuthet wird, sich auch einen von 5 Kaufmännern seiner politischen Farbe unterzeichneten Schein zu verschaffen gewußt haben, worin bezeugt sei, daß die Lebensmittelpreise in den Städten immer so groß gewesen seien, als auf seiner Fazende. Es würde aber nicht schwer werden, durch wahrhafte Männer das Gegentheil zu beweisen."

Diese beiden Klagepunkte beantworten wir am besten zusammen. Da durch das Trocknen, Reinigen und den Transport des Kaffee nach Santos bis zu seinem vollständigen Verkauf nahe an ein Jahr verstreichen mag, so kann die Rechnung nicht vorher geschlossen werden, und es läßt sich nach dem Kontrakt nicht viel dagegen sagen, daß das während des Jahres vom Haus Vergueiro bezogene Geld als Darlehen betrachtet und verzinst wird.

Viel wichtiger ist aber der Punkt, daß bei der Jahresrechnung den Kolonisten nicht die Hälfte ihres Verdienstes frei herausgegeben wird, welche nach Art. 5 litt. 6 die Kolonisten zu verlangen berechtigt sind. Diese Klage ist ganz allgemein; überall erhalten die Kolonisten an baar monatlich bloß einige Milreis, so viel als dem Herrn gerade beliebt, und es rechtfertigen die Fazendeiros diese Zurückhaltung des Geldes auf folgende Weise:

Von der Ankunft auf der Kolonie bis zur ersten Jahresrechnung dauert es nahe an 2 Jahre, oder volle 2 Jahre. Die beste Zeit der Ankunft sind nämlich Juli bis September. Gleich nach Ankunft wird angepflanzt; im Frühjahr des nächst folgenden Jahres hat der Kolonist die erste Ernte seiner Feldfrüchte, und in den Monaten

Juni bis Oktober dieses Jahres die erste Kaffeeernte. Der Ertrag derselben wird aber erst am 31. Juli des zweitfolgenden Jahres verrechnet, und in dieser langen Zeit haben natürlich die Kolonisten neue Schulden beim Haus Vergueiro kontrahirt an baarem Geld und für Lebensmittel. Bei der Abrechnung heißt es dann: die eine Hälfte wird abgezogen zur Tilgung des Reisevorschusses, die andere Hälfte aber, die dem Kolonisten gehören sollte, ist bereits im Laufe der 2 Jahre mehr als gebraucht. Da die Kolonisten mit überspannten Hoffnungen ankamen, im Anfang nicht ans Sparen dachten, außerdem durch Klimakrankheit im ersten Jahr an regelmäßiger Arbeit gehindert waren, so kam es, daß in diesen ersten zwei Jahren die Schulden der meisten Kolonisten in hohem Maße zunahmen und die Hälfte ihres erstjährigen Ertrags wirklich weit überstiegen. Damit, daß die zweite Hälfte desselben zur Tilgung dieser neu aufgelaufenen Schuld verwendet wurde, waren aber die Kolonisten für immer gebunden. Der größere Theil der Fazendeiros gab nun den Kolonisten nur noch äußerst wenig baar Geld und benutzte den Geldmangel derselben, um sie alles Nothwendige zu wucherischen Preisen auf der Fazende kaufen zu lassen. An vielen Orten hatten die Kolonisten, wie wir sehen werden, zu wenig Pflanzland und waren gezwungen, selbst die allergewöhnlichsten Lebensmittel auf der Fazende zu kaufen; wo aber auch genug Pflanzland vorhanden war, da konnten doch die Kolonisten Zucker, Salz ꝛc. nicht selbst pflanzen, sondern waren damit so wie mit dem Ankauf von Schweinen, Ziegen, Kühen ꝛc. auf die Fazende gewiesen. Die Preise aller Lebensmittel waren nun aber auf den Fazenden stets theurer als auf den umliegenden Sitien, d. h. bei den kleinen Gutsbesitzern. Der Speck z. B. kostete in den letzten Jahren auf den meisten Fazenden steigend 160—240 Reis; durch zahlreiche Nachfragen an verschiedenen Orten bei Campinas, St. Joao und Pricicaba habe ich mich aber überzeugt, daß wenn die Kolonisten auf jenen Sitien ganze Schweine kaufen konnten, 1 Pfund Speck zwischen 60 und 100 Reis zu stehen kam, also stets mehr als um die Hälfte weniger. Bei den übrigen Lebensmitteln soll der Unterschied nicht so groß sein, doch sollen die Vendenbesitzer an den meisten, wie Zucker, Reis, Bohnen ꝛc. auch gegen 100 Prozent Gewinn nehmen. Diese Venden- und

Fazendenpreise der wichtigsten Lebensmittel waren in letzter Zeit folgende:

1 Pfund Zucker	100	bis	160	Reis.
1 Quart Salz	1000	"	1500	"
1 Alqueiro Bohnen . . .	2500	"	4000	"
1 " Fuba (Maismehl)	1200			"
1 " Reis	1200	"	2500	"

Der beste Beweis, daß die Fazendeiros sich nicht mehr mit dem Gewinn, den sie aus der Arbeit der Kolonisten zogen, begnügten, ist der, daß auf den allermeisten Fazenden eine sogenannte Loja eingerichtet wurde, d. h. ein Verkaufsladen von Kleidungsstücken, Schuhen, eisernen Geräthen und Werkzeugen, kurz von Allem, was die Kolonisten nothwendig hatten. — Nichts anderes als Wucher ist es, der diese Halbpachtkolonisation nicht gedeihen ließ und viele der fleißigsten Kolonisten in immer größere Schulden und ins größte Elend brachte.

Auf der andern Seite ist allerdings auch wahr, daß eine große Menge Kolonisten alles baare Geld, das sie je erhielten, auf liederliche Weise durchbrachten, und dabei fortfuhren, die nothwendigen Bedürfnisse von der Fazende zu beziehen. Es ist daher wohl gerechtfertigt, wenn die Fazendeiros nie die eine Hälfte ihres Jahresertrags zugleich in die Hände der Kolonisten legten, sondern nur kleinere Summen in monatlichen Raten. Es frägt sich dann aber, ob die Kolonisten in diesen monatlichen Raten so viel Geld erhielten, als sie nothwendig hatten, um die nothwendigsten Bedürfnisse da zu kaufen, wo sie dieselben am wohlfeilsten bekommen konnten; und mit der Beantwortung dieser Frage wollen wir wieder speziell zu den Kolonisten des Hauses Vergueiro zurückkehren.

Sicher ist, daß auf Ybicaba und Angelica die Kolonisten viel mehr baares Geld erhalten haben als auf irgend einer andern größern Kolonie, die ich gesehen. Die Kolonisten behaupten, sie hätten durchschnittlich $2^1/_2$ bis 10 Milreis monatlich erhalten. Nehmen wir als Mittel 6 Milreis monatlich an, so macht dieß 72 Milreis jährlich. Damit sollte doch eine Familie schon ziemlich weit langen. Die bereits erwähnte Familie Clauzel hat wenigstens im Jahr 1854/1855 nicht mehr als 58, und im Jahr 1855/1856 nicht mehr als 26 Mil-

reis vom Hause Vergueiro bezogen, obgleich sie jedenfalls mehr hätte haben können.

Es muß zugegeben werden, daß die Kolonisten auf Ybicaba großentheils ein ziemlich üppiges und liederliches Leben führten, und zwar waren ihre Ansprüche um so größer, je ärmer sie zu Hause waren. Beweis dafür ist Folgendes: Kolonisten, die zu Hause gewiß mit zu den ärmsten gehörten, führten mir, als ich sie bat, mir die nothwendigsten Ausgaben aufzuzählen, unter Anderm an: ein Taufemahl (das ziemlich jedes Jahr wieder zu kehren scheint) zu 30 Milreis. Einige meinten, dabei seien etwa 5—10 Milreis inbegriffen für eine bessere Pflege der Wöchnerin während einigen Wochen. Andere aber wollten jene 30 Milreis ausschließlich für das Taufemahl verwendet wissen: „man habe doch zu Hause schon diesen Anlaß gefeiert, und werde nicht in Amerika, von dem man so viel Gutes versprochen, dieß Fest entbehren müssen.“ Ich aber glaube, es sind auch schon mehr als 30 Milreis, d. h. mehr als 90 Franken an solchen Taufemählern verpraßt worden!

Entsprechend ist wohl das ganze Jahr hindurch von einer großen Anzahl Kolonisten gelebt worden. Wenigstens sagte mir auch einer der wenigen glücklichen und zufriedenen Kolonisten, die ich nachher traf, er sei einmal einige Tage auf Ybicaba gewesen; wenn er aber so leben würde, wie die Leute dort, so würde er in seinem Leben nie aus den Schulden herauskommen. — Zur Entschuldigung der Kolonisten auf Ybicaba will ich aber anführen, daß nicht bloß die Agenten in Europa ihnen ein solches Schlaraffenleben versprochen haben, sondern daß wörtlich in der Schrift „die geregelte Auswanderung nach Brasilien und ihr erster glänzender Erfolg, von Dr. F. Schmidt, Rudolstadt 1852“ zu lesen ist (S. 109), wie die Kolonisten Mittags Suppe, Fleisch, Gemüse, Kaffee, und Abends Wurst, Kaffee, Milch, Butter und Käse genießen können. Von geistigen Getränken ist allerdings dort nicht die Rede; aber jeder arme Teufel denkt sich zu vollen Schüsseln auch eine volle Flasche, und die hat auch in Ybicaba nicht gefehlt! Unglücklicher Weise konnten aber die Kolonisten nichts Anderes trinken als Caxaça (Zuckerbranntwein)! In der Nähe von Angelica wurde eine kleine Fazende, wo Caxaça zu kaufen war, ganz allgemein Schnaps-

fazende genannt, in der Nähe einer andern Kolonie gab es sogar einen Schnapsvater!

Art. 14.

„Die Gesellschaft Vergueiro verlangt, daß die Kolonisten keinen Kaffee für ihren Hausbedarf aus der Pflanzung nach Hause nehmen, hat aber versprochen, ihnen solchen und zwar von der schönsten Qualität zu den gleichen Preisen zu geben, wie ihnen der gepflückte Kaffee bezahlt wird. Nun aber schreibt sie ihnen per Pfund 90 bis 110 Reis in ihre Schuld, was auf die Arrobe eine Summe von 2480 bis 3120 Reis nach Berechnung der Reinigungsgebühr, welche die Kolonisten übrigens gar wohl selbst verdienen konnten, gibt. Somit trifft es auf den Alqueiro, auch wenn deren 3 für 1 Arrobe nöthig wären, 826 bis 1040 Reis. So verkauft Herr Vergueiro seinen Kaffeepflückern den Kaffee, und zwar solchen, von dem man zuweilen die Hälfte wegwerfen muß; bei der Bezahlung des von den Kolonisten gelieferten Kaffee läßt er es dann mit 405 bis 467 Reis, wie es die zwei letzten Rechnungen ausweisen, bewenden."

Die Qualität des Kaffee ist wohl im Allgemeinen gut gewesen. Was den Preis betrifft, so sind diese 2480 bis 3120 Reis gleich dem Verkaufspreis in Santos nach Abzug aller Zubereitungskosten. Daß aber die Kolonisten den Kaffee zu der Hälfte dieses Preises bekommen sollten, d. h. um denselben Preis, den sie dafür bezahlt bekommen, dieß hatte der Direktor Jonas ohne Vollmacht des Hauses Vergueiro den Kolonisten versprochen. Ein großer Theil der Kolonisten war übrigens so ehrlich, zu gestehen, daß sie sich den Kaffee selbst zu verschaffen gewußt haben; andere freilich waren noch ehrlicher und kauften wirklich allen Kaffee auf der Fazende.

Art. 15.

„In einigen Rechnungsbüchlein von Kolonisten finden sich mitunter Posten, die entweder keinen oder einen solchen Namen haben, dessen Bedeutung man nicht kennt, und wohl werden sich auf der Kolonie viele Rechnungsbüchlein mit größeren oder kleineren Fehlern finden."

Diese Posten sind gewöhnlich unter dem Namen differencia angeführt und haben sich bei Vergleichung mit dem Hauptbuche

gerechtfertigt. Die Kolonisten hatten nämlich oft, wenn sie Lebensmittel holten, ihre Büchlein nicht bei sich, und wenn beim Rechnungsschluß die Bücher der Kolonisten mit dem Hauptbuch nicht stimmten, so wurde das Fehlende in jene unter dem angeführten Titel eingetragen.

Art. 16.

„Denjenigen Kolonisten, welche am 8. Juli 1855 hier ankamen, wurde gesagt, wenn sie 6 Milreis für einen Arzt zahlen, so seien die Gänge und Bemühungen eines solchen für 1 Jahr berichtigt. Wer damals auf diesen Antrag einging, hat jetzt 2 Mal 6 Milreis in seinem Büchlein als dießfällige Schuld, trotzdem, daß seit der ersten Hälfte des September 1856 kein Arzt mehr da war. Einigen sollen die 6 Milreis eingeschrieben worden sein, obgleich sie sich nie für einen Arzt erklärten, und wenigstens Eine Familie ist mit diesen 6 Milreis bedacht worden, trotzdem daß kein Arzt auf der Kolonie war, so lange dieselbe sich hier befindet."

Ist in allen Punkten richtig; auch versicherten mich mehrere Kolonisten mit großer Bestimmtheit, daß sie gegen diese Arztrechnung protestirt hätten, daß ihnen aber trotzdem die 6 Milreis eingeschrieben worden seien. Diese 6 Milreis waren übrigens keineswegs für die ganze Behandlung im Fall von Krankheit, sondern nur für regelmäßige wöchentliche Besuche, welche der während 14 bis 15 Monaten auf der Fazende wohnende Arzt auf der Kolonie machte. Arzneien mußten die Kranken noch besonders zu den sehr theuren landesüblichen Preisen bezahlen. Es ist daher wohl zu glauben, daß viele Kolonisten von vornherein nichts von dieser Arztrechnung wissen wollten.

Art. 17.

„Joseph Meier aus der Schweiz kam am 26. November 1856 mit einem Kontrakt hieher, der viel günstigere Bedingungen enthielt als die andern Kontrakte. Hier wollte man ihn nöthigen, auf seinen Kontrakt, den er mit den Herren Steinmann und Drevet in Antwerpen geschlossen hatte, zu verzichten und den hiesigen gewöhnlichen Kontrakt zu unterzeichnen, oder aber an einen Ort zu gehen, wo keine Kolonisten sind, der ferne von andern Ortschaften ist, wo er in Krankheitsfällen keinen Nachbar um Rath und Beistand hätte

rufen, Niemand hätte fragen können, wann und wie diese oder jene Frucht gepflanzt und behandelt werden müsse, wo er auch nie und nimmer in den Fall gekommen wäre, seine Kinder nur einigermaßen unterrichten lassen zu können. Da er auf diese beiden Zumuthungen nicht eintreten konnte, wollte man ihn nicht als hiesigen Kolonisten anerkennen, und so ist er bald $2^1/_2$ Monate hier, ohne Wohnung, ohne Pflanzland und ohne Kaffee erhalten zu haben, und ohne noch voraussehen zu können, wann dieser sein Zustand enden werde. Hülfe thäte hier sehr Noth. Hier zeigt sich, daß die Gesellschaft Vergueiro von der Heilighaltung eines in ihrem Namen geschlossenen Kontraktes wenig weiß."

Die Klage über den Fazendeiro, zu dem dieser Meier kommen sollte, ist ganz unbegründet, aber unwesentlich. Wesentlich und wichtig ist hier bloß der Punkt, daß das Haus Vergueiro den Kontrakt von Steinmann und Drevet nicht halten, sondern Meier nöthigen wollte, einen für ihn ungünstigeren Kontrakt zu unterzeichnen. Herr Vergueiro rechtfertigte dieß damit, daß Steinmann und Drevet nicht sein bevollmächtigter Agent sei. Steinmann und Drevet stellen also glänzende Kontrakte aus auf das Haus Vergueiro, schicken die Leute mit denselben nach Brasilien, und hier erfahren diese, daß alles Lug und Trug ist!

Art. 18.

„Aus zwei Nachtragsartikeln unsers Kontrakts, von denen der eine den Kolonisten verpflichtet, seine Schuld an die Gemeinde in 5 Jahren, und der andere die Pflicht der Gesellschaft Vergueiro enthält, diese Rückzahlung mit der Hälfte vom Kaffeeverdienst des Kolonisten zu bewerkstelligen, darf geschlossen werden, der Kolonist könne in höchstens 5 Jahren schuldenfrei werden. Eine Stelle eines in dem Büchlein: „Die Auswanderung, als öffentliche Wohlthat, Lichtensteig, gedruckt bei J. M. Wälle 1854" geschriebenen Briefes lautet also: „„Im Allgemeinen genommen kann der Ansiedler mit Familie, welcher alle erwähnten Vorschüsse (Ueberfahrtsgeld, Vorschuß von Lebensmitteln ꝛc.) erhalten hat, binnen 3 Jahren mit Bequemlichkeit schuldenfrei sein."" — Auf solche Weise macht man die Leute glauben, daß sie hier in glückliche Umstände gerathen und der Schuldenlast bald frei seien. Nach 3jähriger strenger Arbeit

ist es aber gewöhnlich der Fall, daß die Schulden 2 bis 3 Mal so groß sind als anfänglich, und wer vor 3 Jahren schuldenfrei nach Santos kam und noch eine schöne Summe Geld auf die Kolonie brachte, ist jetzt desselben baar, oder gar tief in Schulden. Der Anfang zu solchem Rückschritt wird schon damit gemacht, daß man den neuen Einwanderer Kaffee für 160 Reis per Alqueiro pflücken macht, auch dann, wenn im betreffenden Stück der erste Kaffee schon gepflückt ist, und wenn es schon hohe Zeit zur Bestellung seines Pflanzlandes wäre."

Als Antwort auf diesen Klagepunkt will ich hier einfach den Vermögensstand aller Kolonisten bei der letzten Jahresrechnung mittheilen. Es ist unmöglich, diesen ganz genau anzugeben; denn bei der Rechnung, die am 31. Juli 1856 geschlossen wurde, ist die Kaffeeernte des Jahres 1856 noch nicht verrechnet, ja sie ist noch nicht einmal ganz zu Ende. Wenn nun ein Kolonist z. B. 700 Milreis Schulden, dafür aber 500 Alqueiros Kaffee zu verrechnen hat, so frägt es sich, wie hoch kann man ihm diesen Kaffee anrechnen? Kolonisten, die unmittelbar nach der letzten Kaffeepflückzeit die Kolonie Ybicaba verlassen haben, erhielten nicht mehr als 360 Reis für den Alqueiro, während doch für den Kaffee des Jahres 1855 467 Reis bezahlt worden war. Da aber für den Kaffee des Jahres 1856 bei der Abrechnung am 31. Juli 1857 sich noch größere Bezahlung in Aussicht gestellt hat, so wollen wir denselben am 31. Juli 1856 mit 460 Reis in Rechnung bringen. *

A. Ybicaba.

	Schuld bei Ankunft:	Schuld am 31. Juli 1856:	Kaffee gepflückt Anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
1.**	1046	1144	700	822

* Das Jahr 1856 war ein sehr gutes Kaffeejahr. Der Kaffeebaum trägt je ein Jahr sehr viel, das andere sehr wenig Kaffee, und zwar verhält sich der Ertrag eines guten zu dem eines schlechten Jahres fast wie 3 : 1. Um einen Durchschnittsertrag für jede Familie zu erhalten, müßte man also von den angeführten Summen je zwei Drittheile nehmen.

** Namen dieser Kolonisten: 1. Pancraz Verandon von Feldis, Bündten.



	Schuld bei Ankunft:	Schuld am 31. Juli 1856:	Kaffee gepflückt Anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
2.*	0	640	607	361 **
3.	202	+ 69	1276	+ 657
4.	51	48	359	+ 117
	1299			— 1183
	407			+ 774
	892			407

Diese 4 Familien sind im Jahr 1852 angekommen und haben also in diesen 4 Jahren 892 Milreis von ihren Schulden abverdient. Zwei derselben haben aber, wie sie mir sagten, zusammen etwa 950 Franken = 317 Milreis an baar Geld mit auf die Kolonie gebracht, so daß sich der Vorschlag derselben auf 575 Milreis reduzirt.

5.***	306	1000	786	638
6.	424	1002	321	854
7.	761	1106	609	826
8.	665	1455	313	1311
9.	874	1345	999	885
10.	1054	1256	603	977
11.	784	2302	630	2012
12.	68	403	628	114
13.	1300	1736	600	1460
	6236			9077
	9077			
	2841			

* 2. Joh. Verandon, Sohn vom vorigem. 3. Georg Meier von Unterschlatt, Thurgau. 4. Joh. Kunz von Triboldingen, Thurgau.

** In solchen Fällen, wo so auffallende Rückschritte gemacht wurden, wie hier oder bei Nr. 33 und manchen andern, hat der Betreffende sich verheirathet und von der Frau eine bedutende Schuld übernehmen müssen. Umgekehrt ist in den Fällen, wo eine bedeutende Verminderung eingetreten ist, dieß nicht immer dem Fleiß der betreffenden Familie, sondern oft dem Umstande zuzuschreiben, daß sich eine Tochter oder eine angeschlossene Person von derselben trennte und den ihr zukommenden Theil der Schuld übernahm.

*** 5. Heinrich Altmann von Engi (Matt), Glarus. 6. Dietrich Altmann von Engi, Glarus. 7. Heinrich Geiger von Engi, Glarus. 8. Jakob Stauffacher

Diese Familien sind im Jahr 1853 auf die Kolonie gekommen; eine derselben hat noch 360 Franken = 120 Milreis an baar mitgebracht; also beträgt der Rückschlag dieser Leute in 3 Jahren 2841 + 120 = 2961 Milreis.

	Schuld bei Ankunft:	Schuld am 31. Juli 1856:	Kaffee gepflückt Anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
14.*	157	800	236	692
15.	493	709	210	612
16.	183	671	594	398
17.	748	1383	370	1213
18.	495	1240	622	954
19.	28	450	451	243
20.	136	982	258	863
21.	28	432	206	337
22.	62	+ 207	666	+ 513
23.	244	580	662	276
24.	438	791	1428	134
25.	1155	1000	1771	185
26.	28	66	442	+ 137
27.	187	807	364	640
28.	975	1130	326	980
29.	127	202	310	59
30.	28	453	397	270
	5512			7856
	7206			+ 650
	1694			7206

von Matt, Glarus. 9. Wittwe (Barbara) von Jakob Blumer von Engi, Glarus. 10. Jakob Blumer-Ringger von Matt, Glarus. 11. Balthasar Geiger von Engi, Glarus. 12. Melchior Nufer von Alpnach, Unterwalden. 13. Rudolf Blumer von Matt, Glarus.

* 14. Jakob Karrer von Teufenthal, Aargau. 15. Karl Waldmeier von Wolfliswyl, Aargau. 16. Jakob Sommerhalder von Kirchrued, Aargau. 17. Felix Hoffmann von Oberglatt, Zürich. 18. Heinrich Ryffel von Stäfa, Zürich. 19. Joh. Gottschall von Niederglatt, Zürich. 20. Jos. Müller von Kulmerau, Luzern. 21. J. Roos von Lichtensteig, St.Gallen. 22. Kaspar Märki von Mandach, Aargau. 23. Joh. Schlittler von Niederurnen, Glarus. 24. Philipp Zumkeller von Gratavache, Freiburg. 25. Rozé Clauzel d'Attalens, Freiburg. 26. Jakob Vol-

Diese Leute sind im Jahr 1854 angekommen; einzelne von ihnen haben theils an baar mitgebracht, theils beim Hause Vergueiro angeliehen (so Nr. 22) zusammen eine Summe von 2000 Franken = 666 Milreis, so daß der Rückschlag dieser Leute in 2 Jahren etwa 2360 Milreis beträgt.

	Schuld		Kaffee gepflückt	Schuld
	bei Ankunft:	am 31. Juli 1856:	Anno 1856:	nach Abzug dieses Kaffee:
31.*	169	200	431	2
32.	1159	1290	278	1162
33.	30	82	152	12
34.	166	1650	456	1440
35.	419	894	85	855
36.	602	1022	117	968
37.	801	1142	227	1038
38.	530	889	301	751
39.	43	313	93	270
40.	1546	1637	330	1485
41.	491	904	623	617
42.	180	586	110	535
43.	372	464	121	408
44.	82	124	0	125
45.	800	550	200	458
46.	1281	1646	398	1463
47.	459	662	215	563

kart von Niederglatt, Zürich. 27. Friedrich Killer von Gäbistorf, Aargau. 28. Marc Rossiet de Blonnet (Vevey), Waadt. 29. Leonhard Gottschall von Niederglatt, Zürich. 30. Jakob Volkart von Niederglatt, Zürich

* 31. François Savoy d'Attalens, Freiburg. 32. Joh. Krätli von Untervatz, Bündten. 33. Joh. Schatzmann von Hausen, Aargau. 34. Jakob Lorenz Huber von Sarmenstorf, Aargau. 35. Felix Disch von Elm, Glarus. 36. Joh. Ruppert von Mastrils, Bündten. 37. Wittwe von Fridolin Blumer (geb. Mar. Altmann) von Engi, Glarus. 38. Wittwe Schmid (geb. Elisabetha Sturzinger) von Niederneunforn, Thurgau. 39. Alexander Bonadurer von Versam, Bündten. 40. Thomas Davatz von Fanas, Bündten. 41. Balthasar Buck von Gäbistorf, Aargau. 42. Nicolas Lang von Baden, Aargau. 43. Joh. Blumer von Engi, Glarus. 44. Daniel Schlittler von Niederurnen, hatte als Unterdirektor keinen Kaffee. 45. Jakob Krätle von Untervatz, Bündten. 46. Wittwe Ursula Bayon von Fanas, Bündten. 47. Lorenz Krätli von Untervatz, Bündten.

	Schuld bei Ankunft:	am 31. Juli 1856:	Kaffee gepflückt Anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
48.*	108	+ 96	482	+ 318
49.	61	254	290	121
50.	1520	2078	468	1863
51.	447	671	113	619
52.	514	1107	537	860
53.	1114	1518	288	1386
54.	41	524	143	458
55.	160	294	113	242
56.	161	428	236	319
57.	1249	1360	406	1173
58.	188	627	432	428
59.	854	855	25	841
60.	300	496	56	470
61.	146	260	545	9
62.	0	557	238	448
63.	1602	1725	597	1450
	17595			22842
	22524			+ 318
	4929			22524

Diese Leute sind im Jahr 1855 angekommen; Einzelne von ihnen haben außerdem noch theils beim Haus angeliehen, theils an baar gebraucht etwa 5100 Franken = 1700 Milreis, so daß

* 48. Kaspar Schlittler von Niederurnen, Glarus. 49. Fridolin Glarner von Luchsingen, Glarus. 50. Wittwe Marie Joette Prelat de Chattonnaye, Freiburg. 51. Fridolin Blumer von Engi, Glarus. 52. David Marti von Engi, Glarus. 53. Leonhard Christ von Mastrils, Bündten. 54. Anton Berchtold von Giswyl, Obwalden. 55. Franz Volkart von Niederglatt, Zürich. 56. Joh. Jakob Barth von Gäbistorf, Aargau. 57. Wittwe von Rudolf Keller von Gäbistorf, Aargau. 58. José Peß d'Attalens, Freiburg. 59. Leonh. Anton Bühler von Ems, Bündten. 60. Peter Ignaz Berchtold von Giswyl, Obwalden. 61. Pierre Debieux von Fuyence, Freiburg. 62. Crispinus Zinsli von Untervatz, Bündten. 63. Joh. Rudolf Krätle von Untervatz, Bündten. — Von diesen Leuten sind Nr. 31, 58 und 61 von Agent Bry in Genf bloß nach Rio de Janeiro statt nach Santos, ferner Nr. 33 und 56 bloß nach Rio de Janeiro statt nach Rio grande do Sul gebracht worden.

der Rückschlag dieser Leute in einem Jahr etwa 6630 Milreis beträgt.

Rückschlag der Kolonisten von:	1853	2960
	1854	2360
	1855	6630
		11950
Vorschlag der Kolonisten von 1852:		870
		11080

Der Gesammtrückschlag aller Kolonisten betrüge danach etwas mehr als 11000 Milreis = 33000 Franken.

Dabei ist aber der Viehstand der Kolonisten nicht in Rechnung gebracht. Die angeführten Kolonisten besitzen zusammen 126 Schweine (die jungen nicht gerechnet), 12 Kühe, 120 Ziegen, 6 Pferde und 1330 Hühner. Nach Allem, was ich gesehen und gehört, dürfen wir den Preis eines Schweines zu etwa 25, der Kuh zu 45, der Ziege zu 2, des Pferdes zu 60 Milreis und des Huhns zu 320 Reis annehmen:

$$126 \times 25 = 3150$$
$$12 \times 45 = 540$$
$$120 \times 2 = 240$$
$$6 \times 60 = 360$$
$$1330 \times 0.32 = 426$$
$$4716$$

so daß sich also der wirkliche Rückschlag sämmtlicher Kolonisten auf etwa 6300 Milreis, d. h. nahe an 19000 Franken reduzirt.

B. Angelica.

	Schuld bei Ankunft:	Schuld am 31. Juli 1856:	Kaffee gepflückt Anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
1.*	1141	1549	491	1323
2.	376	502	133	441
3.	917	1117	250	1002
4.	304	688	236	579

* 1. Joh. Menz von Fanas, Bündten. 2. Kaspar Rieder von Fanas, Bündten. 3. Joh. Blumer von Engi, Glarus. 4. Naget Etter von Tamins, Bündten.

	Schuld bei Ankunft:	Schuld am 31. Juli 1856:	Kaffee gepflückt Anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
5.*	611	963	117	909
6.	1363	1805	567	1544
7.	797	1000	730	665
8.	502	784	412	595
9.	71	282	92	240
10.	441	655	178	574
11.	822	1232	660	928
12.	132	7	561	+ 251
13.	272	388	79	352
14.	945	1349	133	1288
15.	1078	1293	34	1277
16.	1233	1639	206	1544
17.	327	495	65	465
18.	130	+ 256	573	+ 520
19.	73	+ 73	192	+ 15
20.	159	267	140	203
	11694			13929
	13143			+ 786
	1449			13143

Alle diese Kolonisten sind im Jahr 1855 auf der Kolonie angekommen. Zwei derselben haben zusammen 2500 Franken = 833 Milreis beim Haus Vergueiro an Zins gelegt, was den Rückschlag um so viel vergrößert. — Dagegen besitzen diese Kolonisten zusammen 100 Schweine, 16 Kühe, 9 Ziegen, 1 Pferd und 434 Hühner, was folgende Summe ausmacht:

* 5. Peter Recs von Fanas, Bündten. 6. Wittwe von Joh. Wolf von Untervatz, Bündten. 7. Wittwe Crescentia Vogel von Untervatz. 8. Joh. Vogel von Untervatz. 9. Heinrich Hepting von Andelfingen, Zürich. 10. Joh. Joseph Hug von Untervatz, Sohn, Bündten. 11. Joh. Jos. Hug von Untervatz, Vater. 12. Bartholomäus Jost von Fanas, Bündten. 13. Jakob Karrer von Andelfingen, Zürich. 14. Wittwe von Samuel Obrist von Rynikon, Aargau. 15 Wittwe von Kaspar Baumgartner von Engi, Glarus. 16. Samuel Blumer von Engi. 17. Fridolin Brem von Engi. 18. Joh. Peter Leonhard von Bilten, Glarus. 19. Franz Joseph Mettler von Reichenburg, Schwyz. 20. Joh. Grob von Wattwyl, St.Gallen.

100 × 25	=	2500
16 × 45	=	720
9 × 2	=	18
1 × 60	=	60
434 × 0.320	=	139
		3437

Es stellt sich also bei diesen Kolonisten gleich im ersten Jahr ein kleiner Vorschlag heraus, und zwar:

3437 — 1449 — 833 = 1155 Milreis,

d. h. nahe an 3500 Franken.

Wenn man bloß den Schuldenstand am 31. Juli 1856, wie die Kolonisten denselben in ihren Büchern zu sehen bekamen, betrachtet, ohne die Kaffeeernte in Berechnung zu ziehen, so ist derselbe allerdings ganz erschreckend; aber auch wenn man Kaffeeernte und Viehstand berechnet, so zeigt sich auf Ybicaba ein Resultat, das weit entfernt ist von jenen glänzenden Vorspiegelungen der Halbpachtkolonisten. Woher kömmt dieß? Wir haben bei Beantwortung der 18 Klagepunkte gesehen, daß die Kolonisten in verschiedenen Punkten übervortheilt worden. Alle diese unrechtmäßigen Posten sind seither abgetragen; es macht dieß keine unbedeutende Summe aus; einzelne Familien hat es zwischen 100 und 150 Milreis getroffen. Leider habe ich bei meiner plötzlichen Abreise die Gesammtsumme der abgeschriebenen Posten nicht mehr notiren können. Aber immerhin würde sich das Resultat kaum so herausstellen, daß im Ganzen kein Rückschlag vorhanden, geschweige denn, daß die Kolonisten etwas von ihren Schulden abverdient hätten. Liegt die Schuld davon am System? Waren alle jene Vorspiegelungen aus der Luft gegriffen, und war es einem Kolonisten unmöglich, mit dem angenommenen Verhältniß von 3 Alqueiros auf eine Arrobe seine Schulden nach und nach abzuzahlen? Nein, es war nicht unmöglich, aber jedenfalls für die weitaus größere Anzahl von Familien nicht so leicht, wie es in jenen Auswanderungsschriften dargestellt worden. Um dieß zu beweisen, führen wir noch einmal jene Familie Clauzel an (Nr. 25), die Anno 1854 mit 1155 Milreis Schulden angekommen ist, und am 31. Juli 1856

bloß noch 185 Milreis Schulden hatte. Freilich hat ein Sohn dieser Wittwe, der als Schmid einer benachbarten Fazende arbeitet, der Familie 616 Milreis abgenommen. Dagegen ist ihr Viehstand der Art, daß sie jeden Augenblick mehr dafür haben kann, als sie noch schuldet. Es ist also nicht zu viel, wenn wir sagen, daß diese Familie, die anno 1854 mit 1155—616 = 539 Milreis Schulden angekommen, nach zwei Jahren bereits schuldenfrei war. Und doch hat diese Familie kein baares Geld mit auf die Kolonie gebracht, und war das erste Jahr noch bedeutend tiefer in Schulden hineingekommen: z. B. findet sich in ihrem Buche ein Arzt-Konto von 45 Milreis *) für einen kranken Sohn, 18 Milreis für die Reise eines Sohnes nach Ubatuba, wo ein anderes Kind dieser Familie geblieben war, u. s. w.

Dabei ist das Haus dieser Familie so wohnlich und reinlich eingerichtet, der Stall so voll von fetten Schweinen, Ziegen, Kuh und Pferd, das Gärtchen so reichlich angepflanzt mit verschiedenen Gemüsen und Früchten, Ananas, Feigen, und überschattet von schwer beladenen Bananen- und Orangen-Bäumen, kurz das Ganze macht einen so wohlthuenden Eindruck, daß ich mich erstaunt fragen mußte: sollte es unsern Armen wirklich möglich sein, sich hier ein solches Paradies zu schaffen? Sollten an ihrem steten Rückwärtskommen die Kolonisten selbst Schuld sein? Hätten sie mit Fleiß und Sparsamkeit doch vorwärts kommen, und ihre Schulden abverdienen können, oder war die Familie Clauzel ganz besonders und absichtlich vom Haus Vergueiro begünstigt?

Dieß ist durchaus nicht der Fall; sie hatte weiter nichts, als nach dem Kontrakt guten Kaffee und hinlänglich Pflanzland. Begünstigt vor andern Kolonisten war die Familie einzig durch sich selbst: kein einziges arbeitsunfähiges Familienglied. Die Kinder sind zwischen 11 und 24 Jahren, und arbeiten alle im Kaffee, die Mutter

*) Diese Rechnung ist keineswegs von Dr. Gattiker aus Zürich; dieser ist nicht Kolonie-Arzt, sondern in der Stadt St. Joao niedergelassen. Vielmehr hat Dr. Gattiker für alle benachbarten Kolonisten große Opfer gebracht, und soeben erfahre ich noch in Rio de Janeiro, daß es nur seinen fortwährenden Geldspenden an die Kolonisten bei Dr. Elias zu verdanken ist, daß diese nicht, weil Dr. Elias ihnen wieder die nöthigsten Lebensmittel verweigerte, Gewalt brauchten.

besorgt den Hausstand. Die Familie war übrigens nicht bloß fleißig, sondern ganz besonders rührig und anstellig. Dieß beweist schon der Umstand, daß sie keines Agenten bedurfte, sondern auf eigene Faust nach Havre reiste, und sich dort nach Santos einschiffte.

„Anstelligkeit" ist freilich angeboren; die können sich die Leute nicht selbst geben; und was die Arbeitsfähigkeit betrifft, so ist es natürlich, daß bei den meisten Familien im Durchschnitt sich einige arbeitsunfähige Kinder befanden. Und wie stand nun im Gegensatz zu der Familie Clauzel, eine Familie, die mit 6 bis 8 unerwachsenen Kindern ankam, wenn der Vater lange Zeit krank darnieder lag, oder gar wegstarb? Obige Zahlen zeigen es.

Immerhin läßt sich der unerwartet schlechte ökonomische Zustand der Kolonisten im Ganzen weder durch Klimakrankheit und Unglücksfälle Einzelner, noch durch die Willkür und Uebervortheilung der Verwaltung erklären, sondern es muß zugegeben werden, daß auch ein großer Theil der Kolonisten durch Faulheit und Liederlichkeit so große Schulden auf sich geladen haben!

Im Allgemeinen war der Kaffee bei unserer Ankunft in sehr schlechtem Zustande, wie dieß übrigens nach den letzten 4 Monaten der Aufregung auch nicht anders zu erwarten war. Doch darf man nicht glauben, daß die Familie Clauzel allein ihren Kaffee gut bearbeitet hat. Vielmehr sind nach dem gewiß strengen Urtheil von Direktor Jonas, und Unterdirekter Schmied * unter den angeführten Familien auf Ybicaba 19, an deren Fleiß Nichts auszusetzen ist. Außerdem ist unter den übrig bleibenden noch ein großer Theil, der den Kaffee wenigstens halbwegs recht bearbeitet, und dabei darf nicht vergessen werden, wie viele Wittwen mit noch schwachen Kindern, wie viele ältere gebrechliche Leute, und wie viele Kranke, die Klima und Lebensmittel nicht ertragen, sich darunter befinden!

Auf Angelica hat Herr J. Vergueiro selbst 10 Familien, die den Kaffee gut bearbeitet hatten, jeder 5 Milreis geschenkt. Unter den

* Der Haß der Kolonisten hatte sich ganz besonders gegen diese beiden gewendet, und oft in Worten Luft gemacht, wodurch umgekehrt eben auch sie gegen die Kolonisten erbittert wurden.

Andern aber hat es allerdings Viele (besonders unter denen, die erst letztes Jahr angekommrn, und oben nicht angeführt sind) die das Unkraut so hoch wachsen ließen, daß man selbst hohe Kaffeebäume darin nicht mehr sehen konnte! Sagte doch Einer offen, wenn er hätte arbeiten wollen, so wäre er zu Hause geblieben!

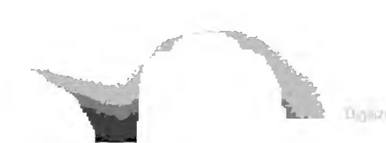
Wenn ich zugebe, daß die Schweizer-Kolonisten im Ganzen zu wenig gearbeitet haben, so will ich aber auch auf den Grund zurückgehen. Und dieser ist bei vielen an sich ordentlichen und fleißigen Leuten eine leicht zu begreifende Muthlosigkeit, die ein freudiges Arbeiten geradezu unmöglich machte. Nach einer Seefahrt, die schon viel mehr Beschwerden mit sich bringt, als dem Auswanderer zu Hause träumt, kommt der Kolonist ziemlich niedergeschlagen in Santos an. Eine ganz gesunde und rüstige Kolonistin, die letzten Herbst ankam, und die Seereise noch in lebhaftem Andenken hatte, sagte z. B.: wenn Ybicaba der Himmel wäre, so würde der Auswanderer denselben mit der Seefahrt verdienen. — In Santos angekommen folgt dann die Landreise von etwa 50 Stunden, welche der sparsame Kolonist wenigstens zu Fuß zurücklegt, und die gewiß für den ans Klima noch nicht gewohnten Europäer nicht ohne große Beschwerden ist. Man denke sich die große Hitze und die schlechten Wege, bei denen es wörtlich oft nicht anders möglich ist, als bis an die Knie im Schlamm zu waten. Auf die Ermüdung des Tages folgt dann ein Nachtlager im Freien, unter einem sogenannten Rancho, d. h. einfach einem auf 4 Pfählen errichteten Dach, welches den Auswanderer vor Nichts, als Regen schützt. Die Temperatur der Tropen-Nächte ist aber im Gegensatz zu der großen Hitze des Tages der Art, daß man sehr bald friert; und zuverlässige europäische Aerzte, die in der Provinz St. Paul niedergelassen sind, haben mir gesagt, daß diese Reise besonders für Brustkranke höchst gefährlich war.

Auf der Kolonie begann dann die an sich allerdings nicht übermäßig strenge Arbeit der Anpflanzung von Lebensmitteln, so wie der Reinigung der Kaffeepflanzungen. Wie wir aber gesehen haben, werden die meisten Kolonisten durch Krankheit fast ein ganzes Jahr hart mitgenommen. Zu der Klimakrankheit gesellt sich Heimweh. — Neben der ohnehin großen Schuld für die Ueber-

fahrt sieht der Kolonist gleich von Anfang an in seinem Buche das Kommissionsgeld und die bedeutenden Reisespesen von Santos; diese Schuld wächst von Tag zu Tag zwei volle Jahre, und erst nach zwei Jahren sieht der Kolonist sein erstes Guthaben im Buche eingetragen *. Ist es nicht begreiflich, daß unterdessen auch die Gesundesten und Kräftigsten muthlos werden?

Im letzten Jahr hat aber diese Entmuthigung in wirkliche Verzweiflung umgeschlagen. Davatz, der im Sommer 1855 ankam, sah, daß die Leute mit den Zinsen wirklich betrogen waren. Die Leute, die nicht lesen konnten, und vorher ganz unbekümmert um die Schuld in den Tag hineingelebt hatten, lernten jetzt einsehen, daß ihre Schuld von Tag zu Tag größer wurde, sahen ein, daß es weiter nicht so gehen könne. Bei den großen Unbilden der Verwaltung glaubten sie, daß die ganze Schuld auf Seite des Hauses Vergueiro, keine an ihnen selbst liege. Abgesehen von den allgemeinen Klagen, die wir kennen gelernt haben, waren wenige Familien, die sich nicht über spezielle Ungerechtigkeiten des Direktors zu beklagen hatten. Ich will davon nur ein Beispiel anführen: Ein Mann (Nro. 34 auf Ybicaba) verheirathete sich mit einer von drei Schwestern, welche zusammen über 1200 Milreis Schulden hatten. Nach dem auf der Kolonie vorher üblichen Erbrecht hätte der Mann von seiner Frau blos den dritten Theil jener Schuld übernehmen sollen! ihm wurde aber trotz seiner Protestation die ganze Schuld in sein Buch eingetragen. Dabei waren alle Bücher in portugiesischer Sprache geführt; und dieß bewirkte vollends, daß die Leute sicher glaubten, sie seien verloren und verkauft, der Direktor schreibe in ihre Bücher ohne allen Grund, rein, was ihm beliebe. Ein Kolonist behauptete z. B. steif und fest, ihm seien 10 Milreis für einen Pfarrer eingeschrieben, der freilich nie auf der

* Allerdings wurden denjenigen Kolonisten, die während der Kaffeepflückzeit ankommen, gleich Kaffeebäume angewiesen und für den Alqueiro 160 Reis bezahlt. War der Kaffee von diesen Bäumen vorher schon einmal gepflückt, wie es auch vorgekommen ist, so war dabei wenig zu verdienen. Indeß scheinen die Kolonisten auch an die vollen Bäume gleich nach ihrer Ankunft nicht gerne gegangen zu sein. Wenigstens macht dieser Verdienst bei den meisten Kolonisten eine Kleinigkeit aus. Bei der Familie Clauzel beläuft er sich aber auch auf 104 Milreis!



Kolonie gewesen; ein anderer, der etwas portugiesisch verstehe, habe es ihm gesagt. Er ließ sich dieß auch kaum ausreden, als wir zwei oder drei Mal das ganze Buch durchblätterten und Nichts davon fanden.

Daß der Druck, der auf der Kolonie Ybicaba lastete, großentheils Schuld war an der Muthlosigkeit vieler Kolonisten auf Ybicaba, beweisen mir ganz besonders die Leute, die mit Davatz anno 1855 herüber kamen. Dieß waren zum großen Theil Leute, die die Ueberfahrt selbst bezahlt hatten, Leute, die zu Hause ganz gut ihr Brod verdienen konnten, theilweise sogar ganz wohlhabend waren, die nicht in Brasilien sich auf die faule Haut zu legen dachten, aber bei den günstigen Berichten, die nach Europa kamen, mit Fleiß und Sparsamkeit weiter zu kommen hofften, als zu Hause. Es waren dieß besonders Glarner von Niederurnen und Graubündner von Fanas und Untervatz. Welch ungünstiges Resultat zeigt aber die Jahresrechnung am 31. Juli 1856 für diese Kolonisten, während die auf demselben Schiff angekommenen Leute, die sich auf Angelica niedergelassen, schon nach dem ersten Jahr einen kleinen Vorschlag haben! Gewiß ein Resultat, das zu Gunsten der Verwaltung von Angelica spricht, und das man billiger Weise nicht besser erwarten darf.

Wenn nun die Kolonisten wirklich glaubten, daß sie einer unbeschränkten Willkür Preis gegeben seien, so war die Erblichkeit der Schulden auf die Kinder vollends geeignet, den Glauben fest einwurzeln zu lassen, daß das Haus Vergueiro die Kolonisten zu einem weißen Sklaven-Geschlecht heranbilden wolle. Es war auch eine allgemeine Klage, die freilich nicht in jene Beschwerdeschrift aufgenommen, aber mir mündlich in allem Ernste gemacht wurde, daß die Verwaltung von sich aus die jungen Leute zum Heirathen anzuhalten suche, um so Sklaven wirklich zu züchten.

Diese Klage war wirklich bloß ein Kind der Angst. Alle Fälle, die mir angeführt wurden, reduzirten sich wenigstens darauf, daß die jungen Leute Umgang mit einander gehabt hatten, (und zwar ziemlich öffentlich und ungenirt) und deßwegen von der Verwaltung oder Direktion zum Heirathen angehalten wurden. In einem Falle mochte freilich bei der Direktion noch ein anderes Motiv

vorhanden sein: Der Direktor hatte nämlich eine Kolonistin als Magd angenommen, und mit ihr auch ihre Schuld. Da er aber bald erkannte, daß sie eine liederliche Person, die in ihrem Leben ihre Schuld nicht abverdienen würde, so hatte er natürlich eigenes Interesse, derselben los zu werden, und überredete einen Kolonisten, dieselbe zu heirathen. — Es läßt sich dieß zwar nicht rechtfertigen, aber begreifen, und wäre unter ähnlichen Verhältnissen wohl auch in Europa vorgekommen. Diese Verhältnisse, d. h. die fast ausnahmslose Verschuldung der Kolonisten, sind es aber, die unter ihnen einen großen Grad von Sittenlosigkeit erzeugt haben.

Es ist zwar nicht mein Zweck, eine chronique scandaleuse dieser Kolonie zu schreiben, wenn schon der Stoff reichlich vorhanden wäre; aber doch kann ich diesen Punkt um so weniger ganz übergehen, als die Verheirathung junger Leute auf diesen Kolonieen in jenen Hamburger Auswanderungsschriften mit Stoff zu den reizendsten Schilderungen gegeben haben.

Der Kampf auf den Kolonieen um die mindest Arme unterscheidet sich freilich wesentlich nicht von dem Kampf um die meist Reiche, wie er in Europa geführt wird. Die Verschuldung eines Kolonisten hindert denselben aber vollständig nach eigner Wahl und gegen den Willen seines Fazendeiro zu heirathen, besonders, wenn seine Wahl auf ein Mädchen einer andern Kolonie fällt. Dieses ist ebenfalls verschuldet, und wenn der Herr des Bräutigams die der Braut zukommende Schuld nicht an baar an den Herrn der letzteren bezahlen und als Schuld ins Buch des ersteren eintragen will, so ist die Ehe unmöglich. — Außerdem soll eine Kopulation selbst etwa 30 Milreis kosten, eine Summe, die schon allein die Heirath des Kolonisten ganz vom Herrn abhängig macht.

Mehr als ein Mal ist die Verschuldung auch Veranlassung gewesen, daß die Kolonisten unter sich durch Heirathen sich gegenseitig zu übervortheilen suchten: Eltern suchten ihre Töchter, um ihres Schuldenantheils los zu werden, beliebig zu verheirathen. Bald nach der Hochzeit entliefen aber die jungen Frauen den alten Ehemännern, und fanden in den größeren Städten der Provinz: St. Paul und

Campinas reichliches Auskommen. Der verlassene Ehemann behielt natürlich die Schuld der Frau in seinem Buch und die Fazendeiros waren in solchen Fällen lange nicht so eifrig, die Durchgebrannte aufsuchen und zurückholen zu lassen, als wenn einmal ein arbeitskräftiger junger Kolonist durchging.

Auf die vielen Rechtsfragen, die durch die Erblichkeit der Schulden entstehen, kann ich mich natürlich nicht einlassen.

Kolonie Boavista von Herrn Benedito de Camargo.

Auf dieser Kolonie befinden sich 7 Unterwaldnerfamilien, die zusammen schon im Jahr 1852 angekommen sind. Die Jahresrechnung wurde hier im September geschlossen; für den Kaffee vom Jahr 1855 war 480 Reis per Alqueiro bezahlt worden; nehmen wir denselben Preis an für den Kaffee vom Jahr 1856, so stellt sich die Rechnung folgendermaßen:

	Schuld bei Ankunft:	Schuld im September 1856:	Kaffee gepflückt Anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
1. *	1000	2025	872	1606
2.	27	92	395	+ 98
3.	157	675	385	490
4.	987	1575	392	1387
5.	754	1731	618	1434
6.	105	549	783	173
7.	830	993	424	789
	3860			5879
	5781			+ 98
	1921			5781

Die Leute haben einen sehr geringen Viehstand, keine Kühe, bloß einige Schweine und Hühner; der Werth derselben wird kaum 400 Milreis übersteigen, so daß also die 7 Familien nach 4jähriger,

* 1. Kaspar Joseph Leuthold von Alpnach. 2. Joh. Berchthold von Giswyl. 3. Sebastian Burch von Alpnach. 4. Joseph Burch von Alpnach. 5. Niklaus Leuthold von Alpnach. 6. Jos. Maria Bertschgi von Alpnach. 7. Niklaus Jeri von Alpnach.

angestrengter Arbeit etwa 1500 Milreis, d. h. 4500 Franken mehr Schulden haben, als bei ihrer Ankunft. Und doch waren dieß die fleißigsten Kolonisten, die ich auf meiner Rundreise getroffen! Der Kaffeeberg war so rein, wie ich kaum einen zweiten gefunden. Auch waren die Leute nicht unmäßig, wenigstens nicht im Genusse von Caxaça. Selbst ihr Herr wußte ihnen keinen andern Vorwurf zu machen, als daß sie zu viel Zucker gebrauchen (Kühe haben sie nicht, also keine Milch!), und daß sie ihm Palmbäume umschlagen, um Palmiten (die eßbaren, sehr schmackhaften Knospen der Kohlpalme) zu genießen. Baares Geld erhielten diese Leute sehr wenig; eine Familie erhielt in 4 Jahren 101 Milreis, also per Jahr 25 Milreis; andere Familien erhielten aber viel weniger, eine sogar ein ganzes Jahr lang gar kein Geld.

Dabei klagen die Leute sehr über die schlechte Qualität und die hohen Preise der Gegenstände aus der Loja; auch wußten die Kolonisten beim Ankauf derselben den Preis gar nicht, sondern erhielten die Rechnung für dieselben erst bei der Jahresrechnung.

Das Kaffeemaß war merklich zu groß, aber in St. Joao legalisirt. Der Alqueiro, den ich gesehen, möchte noch angehen; indeß behaupten die Kolonisten, es sei derselbe bloß ein Jahr im Gebrauch gewesen, vorher hätten sie ein Maß gehabt, gleich demjenigen bei Dr. Elias, dessen Kolonie und Kaffeemaß wir gleich nachher kennen lernen werden. Ein Kolonist von Dr. Elias bestätigte mir dieß, indem er sagte, er hätte selbst (er ist Küfer) das Maß des Dr. Elias gemacht nach demjenigen von Boavista.

Diesen Kolonisten wurde auch Hauszins verrechnet (10 Milreis jährlich) obgleich sie nach ihrem Kontrakt freie Wohnung haben sollten.

Auch mußten sie Frohndienste an einer Straße leisten; als sie sich weigerten, wurden sie gerichtlich jeder 2 Milreis gestraft. Da sie kein Geld hatten, die Strafe zu bezahlen und der Herr ihnen dasselbe nicht geben wollte, nahm die Strafe stets zu, und als der Herr endlich das Geld gab, hatte sie bei den einzelnen Familien je 12 bis 15 Milreis erreicht. Dieß Zunehmen der Strafe ist eine etwas räthselhafte Sache; aber jene Strafe von 12 bis 15 Milreis steht in den Büchern und die Leute erzählten mir darüber das Mitgetheilte.

Auch an einen Kirchenbau in St.Joao wurden diesen Leuten jährliche Beiträge von einigen hundert Reis aufgeschrieben. Allerdings gingen diese Leute fleißig zur Kirche. Daß aber die ganze Lage der Kolonisten der Art war, daß auch Katholiken nicht frei ihren Kultus ausüben konnten, mag Folgendes beweisen: Die Kolonie Boavista ist etwa 3½ Stunden von der Stadt St.Joao entfernt. Am Samstag vor Ostern kamen Kolonisten von dieser Kolonie zur Stadt, weil sie unbestimmt gehört hatten (wahrscheinlich von Sklaven), daß an jenem Abend eine Prozession stattfinden sollte. Die Prozession fand aber erst am Ostersonntag Morgens 4 Uhr statt. Es war eine helle Mondnacht, und die Leute waren barfuß und in dünnen leinenen Kleidern; Geld hatten sie natürlich nicht, um in einer Vende zu warten, also blieb nichts übrig, als in der Kirche oder im Freien die Nacht zuzubringen. Das Thermometer fiel freilich nicht tiefer in jener Nacht als in einer Sommernacht in der Schweiz. Aber die Empfindung des Frostes hängt nicht bloß vom Thermometerstand ab, sondern auch wesentlich von der Gewöhnung an Hitze und Kälte. Wer nur kurze Zeit in den Tropen gelebt hat, friert sehr bald, und ich weiß noch ganz genau, wie ich an jener Nacht unter einer wollenen Decke gefroren habe.

Strafen von 2 bis 5 Milreis fanden sich auf der Kolonie Boavista für verschiedene Vergehen, und zwar kamen dieselben nicht in eine Armenkasse, sondern wurden den Kolonisten wie die andern Schulden in ihr Buch eingetragen: so wenn die Kolonisten ohne Erlaubniß des Direktors die Kolonie verließen, z. B. um nach St. Joao zur Kirche oder zum Arzt zu gehen; oder wenn sie Leute von andern Kolonieen ohne Erlaubniß über Nacht behielten; sogar, wie es wirklich vorgekommen ist, dafür, daß sich ein Kolonist über das zu große Maß beschwerte. Bei deutschen Kolonisten finden sich auch wiederholt Strafen von 10 Milreis wegen Ungehorsam. Erfinder dieser Bußen soll ein edler deutscher Direktor gewesen sein. Begreiflicherweise gefiel der Einfall dem Herrn und der Direktor wird davon keinen Schaden gehabt haben. Derselbe wußte auch sehr gut die Gelegenheit zu benutzen, wenn die Kolonisten in großer Geldnoth waren, denselben ihre letzten Habseligkeiten, auch Kühe, die sie in der ersten Zeit erhalten hatten, zu Spottpreisen abzukaufen. Bei

unserer Anwesenheit auf der Kolonie war dieser deutsche Direktor nicht mehr da, dafür aber ein Portugiese, der früher Sklavenaufseher und bei diesen zu streng gewesen sein soll. Die Leute baten mich inständig, mein Möglichstes zu thun, daß er wegkomme, „sonst gebe es gewiß ein Unglück, eine solche Behandlung lassen sie sich nicht gefallen.“ Er kam auch bald nachher fort.

Diese Kolonisten sind die einzigen, die einmal ein Schiedsgericht angerufen haben. Sie appellirten an dasselbe wegen des Kaffeepreises, weil der Herr für den Kaffee im Jahr 1854 bloß 400 Reis per Alqueiro bezahlen wollte. Das Schiedsgericht sprach dann bloß 370 Reis und dazu hatten die guten Leute noch große Unkosten! Begreiflicherweise schreckte der Urtheilsspruch auch alle andern Kolonisten für immer ab.

Die beiden Kolonien des Herrn Dr. Elias Pacheco Jordao: Biry und Cubotinga.

Beide Kolonieen sind bloß 1 Stunde von einander entfernt, und stehen unter Einem Direktor; jene ist vorherrschend von Schaffhausern schon seit dem Jahre 1852 bewohnt, diese ist neuer, von Bündtnern im Jahre 1855 gegründet. Abrechnung ist erst eine gehalten worden, im November 1854; bei den Bündtnern also noch gar nicht. Wir haben daher hier den Kaffee von 2 Jahren in Abrechnung zu bringen. Für den Kaffee vom Jahr 1855 hat Herr Dr. Elias 550 Reis versprochen; rechnen wir den Kaffee vom Jahr 1856 zu demselben Preis, so gestaltet sich die Rechnung folgendermaßen:

a. Die Schaffhauser vom Jahr 1852.

	Schuld bei Ankunft:	Schuld im März 1857:	Kaffee gepflückt Anno 1855 u. 1856:	Schuld n. Abz. dieses Kaffee:
1.*	859	1151	854	681
2.		1082	781	652
3.		1336	137	1261

* 1. Heinrich Murbach, 2. Joh. Jak. Lautenschlager, 3. Ulrich Schnetzler-Bollinger, sämmtlich von Gächlingen.

	Schuld bei Ankunft:	Schuld im März 1857:	Kaffee gepflückt Anno 1855 u. 1856:	Schuld n. Abz. dieses Kaffee:
4.*		1138	174	1042
5.		1064	305	896
6.	766	1304	435	1065
7.	333	1091	209	976
8.		942	147	861
9.		1084	222	962
10.		1331	551	1028
11.		689	316	515
12.		985	377	778

Die Schuld bei Ankunft habe ich hier bei den meisten vergessen zu notiren; indeß geht aus den Zahlen für die gegenwärtige Schuld schon mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß auch diese Kolonisten bedeutend zurückgeschlagen haben. Der Viehstand auf dieser Kolonie ist zwar ziemlich bedeutend, mehrere Kolonisten hatten außer Schweinen noch Kühe und sogar Pferde. Da wir aber doch kein bestimmtes Resultat ziehen können, so will ich den Viehstand nicht in Rechnung bringen.

b. Die Bündtner vom Jahr 1855.

	Schuld bei Ankunft:	Schuld im März 1857:	Kaffee gepflückt Anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
1.**	1311	1817	31	1800
2.	770	1007	55	977
3.	941	1272	173	1177
4.	117	539	147	458
5.	1170	1672	136	1597
6.	675	980	82	935
7.	512	869	41	846

* 4. Ulrich Schnetzler (Küfer), 5. Joh. Müller-Zimmerli, 6. Georg Rudi, sämmtlich von Gächlingen, 7. Mathäus Schöttli von Unterhallau, 8. Ulrich Müller, Tambour, 9. Joh. Müller-Braun, 10. Ulrich Müller, 11. Kaspar Murbach, 12. Jak. Hepp, sämmtlich von Gächlingen.

** 1. August Wahl, 2. Tobias Fricker, 3. Wittwe Magdalena Isler, 4. Joh. Isler, Sohn der Vorigen, 5. Joh. Isidor Heizmann, 6. Martin Heizmann, 7. Peter Heizmann, sämmtlich von Untervatz und Fanas.

	Schuld bei Ankunft:	im März 1856:	Kaffee gepflückt Anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
8.*	644	1001	85	954
9.	1182	1453	134	1379
10.	843	1220	197	1112
11.	736	1084	57	1053
12.	549	877	131	805
13.	615	800	121	733
14.	980	1394	104	1337
15.	674	1027	86	980
	11719			16143
	16143			
	4424			

Der Viehstand auf dieser Kolonie ist viel geringer, als auf der vorigen; er besteht bloß aus Schweinen, die den Werth von 400 Milreis wenig übersteigen werden, so daß also der Rückschlag dieser 15 Familien in 19 Monaten etwa 4000 Milreis oder 12000 Franken beträgt! Auf beiden Kolonien hatte es allerdings einzelne faule und liederliche Leute, die große Mehrzahl war aber fleißig.

Am meisten benachtheiligt waren die Kolonisten des Herrn Dr. Elias durch den Kaffee selbst, indem sie bei ihrer Ankunft jungen Kaffee, der noch gar keine, oder doch nur wenig Frucht trug, angewiesen erhielten. Die Schaffhauser haben den Kaffeeberg 4 Jahre fast umsonst bearbeitet; jetzt ist er freilich im besten Alter und verspricht reichlichen Ertrag. Wie viel aber die Kolonisten im Anfang mit solchem Kaffee verdienen, das beweist die Kaffeeernte der Bündtner. Allerdings hatte Herr Dr. Elias Allen für das Reinigen von je 1000 jungen Kaffeebäumen jährlich 20 Milreis versprochen, aber selbst den Fleißigsten Nichts bezahlt.

Baares Geld wurde auf dieser Kolonie weniger ausgetheilt, als auf irgend einer andern. Eine Schaffhauser Familie erhielt

* 8. Jos. Valentin Heizmann, 9. Mathäus Heizmann, 10. Marianne Bader, 11. Peter Galliat, 12. Georg Pilat, 13. Lorenz Bürkli, 14. Michael Bürkli, 15. Joseph Bürkli. Es sind dieß sämmtlich Bündtner von Untervaz und Fanas.

während drei Jahren nicht mehr als 15 Milreis, eine andere in 9 Monaten bloß 5 Milreis. Von den Bündnern haben 4 Familien in den 19 Monaten, je 8, 9, 12 und 12 Milreis erhalten, die übrigen 18—30. Ganz besonders drückend war hier der Geldmangel in einem Krankheitsfall, wo ein Sterbender nichts Anderes als die rohe Kolonistenkost bekommen konnte. Noch mehr aber empörte die Leute, daß dieser Todte ohne Todtenbaum beerdigt werden mußte, weil der Herr keine Bretter zum Sarg geben wollte.

Bei diesem großen Geldmangel waren indeß die Leute nicht so sehr an die Fazende gebunden, wie im vorigen Fall, weil sie Erlaubniß hatten, die überflüssig gepflanzten Lebensmittel zu verkaufen, ohne die Hälfte des Erlöses an den Herrn abzugeben. Für die Kolonisten vom Jahr 1852 war dieß unbedingt eine große Vergünstigung; diejenigen von 1855 dagegen konnten sich noch wenig Nutzen davon schaffen, weil sie ihre Kolonie als Wildniß trafen, und selbst den Urwald erst abschlagen mußten. Diese Leute sind im Gegentheil von Dr. Elias in ihren Pflanzungen auf empörende Weise geschädigt worden. Mehreren Familien wurden nämlich Anfangs Februar 1857 ihre fast reifen Feldfrüchte von den Negern des Herrn auf dessen Befehl abgeschnitten! Der Herr und der Direktor behaupten, sie hätten den Kolonisten wiederholt verboten, dort anzupflanzen. Die Kolonisten behaupten eben so entschieden, es sei einem einzigen verboten worden, und zwar demjenigen, der zuletzt angepflanzt, d. h. also, nachdem die andern bereits angepflanzt hatten. Sei dem wie ihm wolle, so hatten die Kolonisten überall anderswo das Recht, dasjenige Pflanzland, das sie selbst urbar gemacht, stetsfort zu behalten, und es ist jener Akt der Willkür von Seite des Gerichtspräsidenten (!) Dr. Elias jedenfalls bezeichnend für die brasilianischen Zustände.

Was das Kaffeemaß betrifft, so hält der Alqueiro des Herrn Dr. Elias mehr als 5¼ Quart, ganz nahe an 5½ Quart! und ist nicht legalisirt. Herr Dr. Elias meinte, er sei halt ehrlicher, als die andern Fazendeiros, er hätte seinen Alqueiro ebenso gut legalisiren lassen können, wie jene. Möglich, aber um so schlimmer für die brasilianischen Zustände überhaupt!

Auch hier wußten die Leute nie, was die Waaren aus der

Loge kosteten; auch hier hatten sie keine Auswahl, sondern mußten nehmen, was der Herr, der auch selbst mit der Elle ausmaß, ihnen gab.

Die Bußen waren hier sehr übertrieben. Im Laufe Eines Jahres finden sich für jene 15 Familien gegen 400 Milreis (eine Familie hatte allein 70, eine andere 60 Milreis), die nicht in eine öffentliche Kasse kamen, sondern für den Sack des Herrn bestimmt waren. Diese Strafen sind meist verhängt worden, weil die Kolonisten die Kolonie verließen ohne die Erlaubniß des Direktors. Dieß mag allerdings öfter vorgekommen sein, als von fleißigen Kolonisten zu erwarten ist; indeß als die Leute sahen, daß hier kein Fortkommen möglich sei, fingen sie eben an, nach andern Herren sich umzusehen. Diese Bußen schwanken zwischen 1 und 3 Milreis auf den Tag. Der Direktor sagte mir aber, daß diejenigen, die in der letzten aufgeregten Zeit nach Ybicaba gegangen, und außerdem diejenigen, die Briefe fortgetragen hätten, am stärksten bestraft worden seien. — Zwei Kolonisten, die sich erfrecht hatten, nach St. Paul zu gehen, und beim Präsidenten der Provinz Klage zu führen, wurden bei ihrer Rückkehr jeder um 100 Milreis gestraft. Der eine nahm die Buße ruhig hin, der andere protestirte: der Herr hätte nicht das Recht, diese Strafe zu verhängen. Auf Verwenden des damaligen Direktors Herrn Karl Koch wurde später dem erstern die Strafe ganz erlassen, dem letztern aber in 25 Milreis umgewandelt.

Solche Direktoren hatte aber Herr Dr. Elias nicht immer. Ein anderer Direktor behandelte vielmehr einen Kolonisten brutal, als dieser sich weigerte, eine Rechnung zu unterschreiben, die denselben um die Kleinigkeit von 100 Milreis schädigen sollte. Der Kolonist ersuchte den Direktor wiederholt vergebens, die Rechnung noch einmal durchzusehen und umzuändern. Erst als der Kolonist drohte, er wisse noch einen, der ihm Recht verschaffe (freilich war dieß eine leere Drohung), da gab sich der Direktor die Mühe, nachzusehen, und dem Kolonisten die 100 Milreis zu streichen. Ein weniger intelligenter und energischer Kolonist hätte ohne Zweifel die 100 Milreis behalten. Ein eigenthümliches Mittel hatte übrigens Herr Dr. Elias auch angewendet, um die Leute, die sich wei-

gerten, die Rechnung vom Jahr 1854 zu unterschreiben, dazu zu zwingen: er entzog nämlich den Kolonisten die nöthigsten Lebensmittel, namentlich das Salz.

Andere Direktoren konnten kaum schreiben, jedenfalls nicht rechnen. Aus den kleinen Büchern der Kolonisten ist es ganz unmöglich klug zu werden: was auf der einen Seite unten, ist auf der andern oben, monatelang ist in denselben gar Nichts eingetragen, während doch die Kolonisten Sachen von der Fazende bezogen u. s. w. In den Hauptbüchern aber finden sich bei den Additionen mehrerer Seiten Fehler von 10, 20 Milreis und noch mehr, sowohl zu Gunsten als zu Ungunsten der Kolonisten, an andern Orten ist mit Bleistift und Dinte übereinander geschrieben, Worte und Zahlen ausradirt, auch denjenigen Kolonisten, die Töchter nach andern Kolonien verheirathet hatten, Nichts abgeschrieben, während doch die Ehemänner auf den andern Kolonien die Schulden ihrer Frauen bereits in ihren Büchern eingetragen hatten, Einer z. B. 312 Milreis.

Im Ganzen war die Behandlung der Kolonisten hier roher und brutaler als irgend anderswo. Einen deutschen Kolonisten soll Herr Dr. Elias in eigener Person geschlagen haben aus folgendem Grunde: Dieser Kolonist war bei einem kleinen Sitiobesitzer, welchem Dr. Elias seine Besitzung abkaufte; bei diesem Kauf wurde auch der Kolonist an Herrn Dr. Elias übertragen; er weigerte sich erst den Kontrakt des Herrn Dr. Elias zu unterschreiben, mußte sich aber jene Behandlung gefallen lassen und wirklich unterschreiben. Welcher Unterschied bleibt in einem solchem Fall noch zwischen einem Kolonisten und einem schwarzen Sklaven, der zugleich mit dem Land als Eigenthum aus der Hand eines Herrn in die eines andern übergeht?

Die Schweizer Kolonisten aber behaupten, die Kinder des Herrn hätten ihnen offen gesagt, sie seien ihre weißen Sklaven, und seien so weit gegangen, einem ältern Kolonisten ins Gesicht zu spucken (es ist dieß Nr. 13, wie mir schien, ein bescheidener, zuverläßiger Mann).

Nach dem Mitgetheilten hatten diese Kolonisten des Herrn Dr. Elias wohl hinlänglichen Grund, sich über ihren Herrn zu bekla-

gen. Die beiden bereits erwähnten Kolonisten, die diesen Schritt thaten, waren die fleißigsten und sittsamsten von Allen (sie verließen später den Herrn Dr. Elias, sind daher nicht unter den angeführten Namen zu finden; wir werden aber dieselben noch treffen). Ich weiß mit Sicherheit, daß ihre Klagen an den Präsidenten der Provinz, Herrn Antonio Roberto d'Almeida gelangt sind. Dieser antwortete, die Kolonisten sollen sich an den Präsidenten des Gerichts in St. Joao wenden. Und wer war dieser? Niemand anders als Herr Dr. Joze Elias Pacheco Jordao selbst!

Kolonie St. Lorenzo von Herrn Luiz Antonio de Souze Barroz.

Diese Kolonisten sind mit wenig Ausnahmen im Jahr 1854 angekommen. Jahresrechnung wurde regelmäßig am 31. August gehalten; für den Kaffee des Jahres 1855 wurden 570 Reis bezahlt, daher wir auch den vom Jahr 1856 mit 570 Reis berechnen wollen:*

	Schuld bei Ankunft:	Schuld am 31. August 1856:	Kaffee vom Jahr 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
1.**	680	960	263	810
2.	128	364	552	49
3.	434	847	102	789
4.	165	478	218	354
5.	1059	1110	802	653
6.	681	1096	237	961
7.	121	414	220	289
8.	79	272	810	+ 190
9.	1481	1940	848	1457
10.	0	565	393	341

* Bei einigen habe ich die Schuld im März 1857 statt bei der Abrechnung am 31. August 1856 genommen, daher einige dieser Zahlen nicht genau sind.

** 1. Joh. Frischknecht von Lohn, Bündten, 2. Beat Cleopath von Lohn, 3. Peter Krähenbühl von Signau, Bern, 4. Christian Krähenbühl von Signau, 5. Melchior Fritschi von Teufenthal, Aargau, 6. Joseph Lienard von Orsonnens, Freiburg, 7. Jakob Fischer von Seengen, Aargau, 8. Placide Pauly von Progens, Freiburg, 9. Jos. Ant. Item von Bonaduz, Bündten, 10. Lorenz Item, Sohn von Vorigem.

	Schuld		Kaffee	Schuld
	bei Ankunft:	am 31. August 1856:	vom Jahr 1856:	nach Abzug dieses Kaffee:
11.*	608	1180	533	876
12.	587	1113	276	956
13.	910	1445	1585	542
14.	720	949	454	690
15.	937	1497	669	1116
16.	800	1316	455	1057
17.	730	1111	551	797
18.	449	761	121	692
19.	900	1424	820	957
20.	598	1002	218	878
21.	680	1026	107	965
22.	554	886	175	786
23.	750	1010	233	877
24.	1050	1435	240	1298
25.	1080	1300	170	1203
26.	317	726	268	573
27.	1416	1989	260	1841
28.	86	1088	863	596
29.	369	598	604	254
30.	660	834	824	364
	19029			23021
	22831			+ 190
	3802			22831

* 11. François Connus aus dem Kanton Freiburg, 12. Jos. Anton Item, Sohn von Nr. 9, 13. Pierre Philipp Jorand von Rue, Freiburg, 14. Melchior Gloor, von Oberkulm, Aargau, 15. Melchior Kaspar von Oberkulm, 16. Joh. Hartmann von Unterkulm, 17. Joh. Hunziker von Oberkulm, 18. François Durey de Chavannes sous Orsonnens, Freiburg, 19. Daniel Hoffmann von Unterkulm, Aargau, 20. Antonio Siève von Bonaduz, Bündten, 21. Lucio Walch von Bonaduz, 22. Johannes Engster von Zillis, 23. Jak. Müller von Unterkulm, Aargau. 24. Rud. Hunziker von Oberkulm, kam unverheirathet nach Brasilien; der andere Rud. Hunziker, der als Seiler verheirathet herkam, ist todt, 25. Wittwe von And. Bruder von Teufenthal, Aargau, 26. Jos. Galley von Glannes, Freiburg, 27. Joh. Bataglia von Scheid, Bündten, 28. Heinrich Fehr von Fluntern, Zürich, 29. Fridolin Gyger von Quarten, St.Gallen, 30. Hs. Jakob Müller von Gächlingen,

Kühe haben diese Kolonisten nicht, dagegen 76 Schweine, 52 Ziegen und 550 Hühner, was nach den obigen Preisen etwas mehr als 2000 Milreis ausmacht, so daß sich der Rückschlag dieser Kolonisten auf etwa 1800 Milreis = 5400 Franken belaufen wird.

Unter diesen Leuten sind allerdings viele faul und dem Trunk ergeben. Der Kaffeeberg ist sehr schön, und zudem der Kaffee hier höher als auf irgend einer andern Kolonie bezahlt worden. Dennoch hatten sich die Kolonisten der Bewegung auf Ybicaba lebhaft angeschlossen, und waren sehr unzufrieden. Ihre Klagen bezogen sich hauptsächlich auf folgende Punkte:

1. Zu wenig baares Geld; allerdings gab es Kolonisten, die während des ganzen Jahres 12 Milreis, andere, die bloß 14—16 Milreis erhalten hatten. Die Durchschnittssumme wird kaum 20, jedenfalls nicht 25 Milreis jährlich übersteigen. Es befanden sich auf der Kolonie kranke Kinder, die nach ärztlichem Urtheil aus Mangel an besserer Pflege an Skropheln dahinsiechten. Der bescheidene Wunsch einer fleißigen Wittwe war der, in Brasilien noch einmal ein Paar Schuhe zu bekommen.

2. Zu wenig Pflanzland; außerdem seien viele Kolonisten in ihren Pflanzungen von den Schwarzen geschädigt und bestohlen worden. — Pflanzland war in der That viel zu wenig; ich habe das Land von 8 Familien ausgemessen, die theils viel weniger, theils gleich viel oder wenig mehr Pflanzland hatten, als jene Wittwe Schmid in Ybicaba.

3. Theure und schlechte Lebensmittel. Was die Qualität betrifft, so war die Klage wohl unbegründet; und was die Preise betrifft, so waren dieselben stets bedeutend niedriger, als auf den andern

Schaffhausen. Außerdem war auf dieser Kolonie: 31. Jakob Murbach, Alt Friedensrichter von Gächlingen, Unterdirektor seit vorigem Herbst. Vorher war dieser Mann bei Dr. Elias; ihm waren von der Heimatgemeinde bei der Ueberfahrt die Vorschüsse für Alle Gächlinger anvertraut worden. — Die meisten glauben sicher, sie seien von diesem Murbach betrogen worden, er sei zu Hause schon wegen Betrügereien in der Strafanstalt gewesen. — Ich konnte der Sache nicht auf die Spur kommen, weil die Kontrakte und Ueberfahrtsverträge Einzelner verloren gegangen sind.

Kolonien und als in der benachbarten Stadt Prizicaba. Trotzdem war der Speck stets noch doppelt so theuer, als wenn die Leute Schweine auf den Sitien gekauft hätten; und es schien hier der Wucher um so offener zu Tage zu treten, als die Kolonisten, wenn sie Speck haben mußten, die Schweine selbst auf den Sitien holten, aber nicht baar an den Verkäufer bezahlten, sondern den Preis dafür nach dem Pfund in ihre Bücher eingeschrieben erhielten. So kamen hier folgende zwei Fälle vor: Zwei Kolonisten hätten ein Schwein für 20 Milreis kaufen können, hatten aber kein Geld. Nachher machte der Administrator der Fazende den Kauf, die beiden Kolonisten holten das Schwein, und jeder von ihnen erhielt dafür 22.8 Milreis in sein Buch eingeschrieben. In einem andern Fall zahlten zwei Kolonisten jeder für seine Hälfte eines Schweines 20 Milreis an die Fazende, während der Sitienbauer, bei welchem sie es holten, ihnen sagte, er habe es für 22 Milreis an den Administrator verkauft.

4. Zu großes Kaffeemaß; in der That ist der Alqueiro im Verhältniß zum Quart etwa um $^1/_{20}$ zu groß. Da die Entziehung des baaren Geldes und der Mangel an Pflanzland hier zugleich in einem Maße vorhanden waren, wie noch auf keiner andern Kolonie, so glaubte ich, daß hier ganz besonders beim Herrn selbst die Absicht vorhanden gewesen sei, die Kolonisten in steter Abhängigkeit von der Fazende zu erhalten.

Herr Luiz Antonio de Souze Barroz, dessen Kolonie als eine der besten in der ganzen Provinz gegolten hatte, über dieß Urtheil sehr ungehalten, ordnete eine gerichtliche Untersuchung an, der ich auch beiwohnen sollte. Von Herrn Luiz Antonio wurden jene Klagen mit Folgendem entkräftet:

1. Sehr häufig war es vorgekommen, daß Kolonisten das zum Ankauf von irgend etwas Nothwendigem erhaltene Geld unmittelbar für Schnaps ausgegeben hatten. Dem Direktor will Herr Luiz Antonio den Auftrag gegeben haben (Herr L. A. wohnt nämlich selbst in St. Paul und kam bloß jährlich für kurze Zeit auf die Kolonie) den fleißigen und sparsamen Kolonisten stets so viel Geld zu geben, als sie bedurften. — Für Kranke war ferner besser gesorgt, als auf irgend einer andern Kolonie, indem Herr L. A. in

Prizicaba für seine Kolonisten auf eigene Kosten einen kleinen Spital unterhielt. Wenn also Kranke hülflos waren, so lag die Schuld an dem Direktor.

2. Pflanzland hätten die Kolonisten früher mehr gehabt, aber dasselbe unangebaut liegen gelassen; jeden Augenblick konnten sie haben, so viel sie wollten. — Was die Neger betrifft, so hätten die Kolonisten selbst den Anfang gemacht, indem sie jenen Bananen gestohlen, vielleicht in der Meinung, daß diese der Fazende gehören.

3. An den Lebensmitteln sei gar kein Gewinn; von einer größern Anzahl Schweine, die zum Zweck des Wiederverkaufs an Kolonisten angekauft werden, gehen immer einzelne zu Grunde. — (Mag auch sein, daß der weit weg wohnende Herr vom Administrator betrogen worden, und daß die Kolonisten darunter leiden mußten.)

4. Den Alqueiro hatte Herr L. Antonio von der camera municipal in Prizicaba erhalten.

Auch mit Beziehung auf Zinsen waren die Kolonisten ziemlich billig gehalten; auch hier herrschte zwar Willkür, kein bestimmtes Gesetz, nach welchem die Schulden verzinst wurden. Vielen waren bei der Jahres-Rechnung gar keine Zinsen aufgeschrieben: Niemand aber mußte die während des Jahres gemachten Schulden verzinsen, so daß im Ganzen mit Beziehung auf Zinsen die Kolonisten hier besser gehalten waren, als auf allen andern Kolonien.

Auf diese Einwendungen hätte ich erst noch einmal die Kolonisten anhören sollen. Indeß daß faule Leute und Säufer unter ihnen waren, wußte ich bereits: ersteres vom schlecht bearbeiteten Kaffee und letzteres, weil die Leute wenige Tage vorher etwas weniges Geld, das sie von mir empfangen, für Schnaps ausgegeben, sich dabei betrunken und so geprügelt hatten, daß die Geschichte bereits beim Gericht anhängig gemacht war, und Einzelne vielleicht 100 bis 200 Milreis kosten wird.

Außerdem wollte ich auch nicht länger auf St. Lorenzo bleiben, weil ich die gerichtliche Abordnung, die am festgesetzten Tag nicht erschienen war, nicht abwarten wollte. Ich war in aller Eile etwa 22 Legoas weit her geritten, um zur festgesetzten Stunde zu

erscheinen, und hatte dabei zwei Pferde krank zurücklassen müssen. Die gerichtliche Abordnung von Prizicaba, die nur 3 Legoas weit hatte, erschien aber gar nicht.

Ich will also gern annehmen (und glaube, der Spital in Prizicaba, der hohe Kaffee-Preis, die verhältnißmäßig niedrigen Lebensmittel-Preise und ganz besonders die geringen Zinse berechtigen zu der Annahme) daß Herr Luiz Antonio das Wohlergehen seiner Kolonie wünschte, und für dieselben wirklich besorgt war. Immermerhin aber steht fest, daß bisher die guten Kolonisten (und deren waren doch viele) mit den schlechten leiden mußten, jene mit diesen wenig Geld erhalten haben. Auch beweist folgender Fall, daß hier so gut als auf anderen Kolonien, die Kolonisten willen- und rechtlos waren, gar Nichts dazu zu sagen hatten, was in ihren Büchern zu oder abgeschrieben wurde: Von einer Freiburger-Familie war sonderbarer Weise die Mutter mit den Kindern allein nach Brasilien gekommmen, und der Vater folgte erst ein Jahr später nach, natürlich auf eigenen Kontrakt. Bald nach der Ankunft auf der Kolonie starb der Vater, und seine Schuld wurde ohne weiters der Schuld seiner Familie hinzugefügt; diese Schuld war aber die Familie auch nach brasilianischen Gesetzen nicht zu zahlen verpflichtet. Ein damals gerade auf St. Lorenzo anwesender Herr Dr. jur. Philippi aus Prizicaba meinte zwar, die Familie hätte die Hinterlassenschaft des Vaters angetreten, und sei darum verpflichtet, auch dessen Schulden zu übernehmen. Warum sagte aber nach dem Tod des Vaters der Familie Niemand: entweder verzichtet ihr auf die Hinterlassenschaft des Vaters, oder ihr übernehmet mit derselben zugleich seine Schulden?

Herr Luiz Antonio war auch bereit, jener Familie die Schuld zu schenken. In folgendem Falle aber glaubte er meiner Ansicht entgegen im Recht zu sein: Ein Kolonist wollte vor Jahresfrist die Kolonie verlassen, weil ein deutscher Schwindler ihn unter großen Versprechungen angelockt hatte; dafür sollte er nach § 8 des Kontrakts, wie billig, 50 Milreis bezahlen. Der Kolonist machte mit dem deutschen einen Kontrakt, verließ St. Lorenzo und arbeitete etwa 8 bis 10 Tage bei jenem Deutschen; dieser war aber nicht im Stande, die Schuld des Kolonisten an Herrn Luiz Antonio zu

bezahlen; somit mußte der Kolonist wieder auf St. Lorenzo zurückkehren, und trat sein altes Stück Kaffeeland wieder an; Alles blieb im Alten; neu waren bloß die 50 Milreis Strafe im Buche des Kolonisten. Da das Kaffeeland durch diese kurze Abwesenheit des Kolonisten gar nicht gelitten, scheint mir diese Buße zu hart.

Ein Deutscher erhielt in einem ähnlichen streitigen Fall ebenfalls diese Buße von 50 Milreis.

Kolonisten von St. Lorenzo waren es auch, die in Folge einer allerdings etwas skandalösen Mädchen-Geschichte, 16 Wochen lang ohne Verhör im Kerker in Campinas saßen, und daselbst verhungert wären, wenn nicht ein in St. Paul niedergelassener Schweizer denselben hätte Essen zukommen lassen. Schließlich wurden sie freilich von der Jury in Prizicaba, wohin sie in Ketten und Banden über 12 Legoas weit geführt worden waren, freigesprochen.

Kolonie St. Anton von Herrn Elias Velho.

Hier befinden sich 2 Freiburger- und 5 Berner-Familien. Die beiden ersteren sind im Jahre 1854 auf Ybicaba angekommen, verließen diese Kolonie aber bald, kamen zu einem Herrn bei Limoeira, den sie im Frühjahr 1855 auch wieder verließen, um bei dem jetzigen Herrn einzutreten.

Bei ihrer Ankunft auf Ybicaba hatten diese beiden Familien * je 65 und 144 Milreis Schulden; bei Herrn Elias Velho eintretend hatten sie bereits 303 und 375. Im März 1857 war ihre Schuld auf 680 und 865 gestiegen; dabei haben sie aber 114 und 204 Alqueiro Kaffee zu gut, die zu 500 Reis gerechnet 57 und 102 Milreis ausmachen. Also waren die Leute im letzten Frühjahr je 623 und 763 Milreis schuldig.

Die 5 Berner-Familien kamen erst letzten Sommer an, und es haben sich ihre Schulden in der Zeit, d. h. von Ende August 1856 bis Ende März 1857, also in 7 Monaten um folgende Summe vermehrt:

* 1. François Gobet des Progens, Freiburg. 2. Wittwe Barbara Jacquier de Prez.

1.	Samuel Kneubühl von Dießbach bei Thun	167
2.	Nikolas Jenny von Münsingen	224
3.	Joh. Künzi von Schloß Wyl	178
4.	Christen Berger von Höchstädten	160
5.	Andreas Widmer von Summiswald	174

Während der ganzen Zeit haben nämlich diese Leute alle Lebensmittel zu den bekannten Preisen beim Herrn nehmen müssen, außerdem aber auch schon viele Kleider, indem 4 dieser Familien die von Hause mitgenommenen Vorräthe an Kleidern, Bettzeug und Schuhen auf folgende Weise ganz verloren haben: es mußten, da ihre Häuser noch nicht fertig waren, alle 4 Familien (29 Personen zählend) bis 8 Tage vor Neujahr, also 4 volle Monate in einem Raum von 20 Fuß Länge, und 13 Fuß Breite zubringen; dieser Raum hatte ein schlechtes Dach, und außerdem nur von drei Seiten Wände, auf einer war er ganz offen. In demselben Raum mußte natürlich gekocht werden. So gingen denn durch Nässe, Rauch und Ungeziefer die erwähnten Vorräthe der Kolonisten zu Grunde; Ende Dezember konnten denselben bloß zwei Familien verlassen, die beiden andern aber erst Ende Februar, also nach einem vollen Halbjahr! Von Schadenersatz ist natürlich keine Rede; auch erhielten die Leute zum Ankauf neuer Kleider nicht baares Geld, sondern waren gezwungen, nach der bekannten Weise auch davon dem Herrn seinen Gewinn zu lassen.

Das Kaffee-Maaß ist dasselbe, wie auf der benachbarten größeren Kolonie St. Lorenzo. Bloß ist noch zu bemerken, daß der Alqueiro gehauft wurde für den Kaffee, d. h. wenn die Leute verkauften, dagegen gestrichen für Mais, Bohnen 2c., d. h. wenn die Leute kauften.

Es fehlt hier nicht das Kolonie-Reglement mit seinen Strafen: 2 Milreis für jeden Tag Abwesenheit ohne Erlaubniß, 2 Milreis für das Uebernachthalten Fremder ohne Erlaubniß u. s. w. Beide Vergehen sind auch wirklich schon so bestraft worden. Die Leute haben 6 Tage Frohndienste an der Straße thun müssen. Die ganze Behandlung war brutal und roh: Frauen sind vom Herrn unter Drohungen mit der Faust zur Arbeit angehalten worden, während sie von der Klimakrankheit fast erschöpft waren. Als die Leute zu

Neujahr wider Willen des Herrn nach der Stadt Prizicaba hineingingen, sollten sie dort eingesperrt werden, was aber durch Vermittlung eines deutschen Arztes noch verhindert wurde.

Das Schönste ist aber, daß die 5 Berner-Familien mit etwa 15 Arbeitskräften, die etwa 12,000 bis 15,000 Kaffeebäume bearbeiten könnten, nicht mehr als etwa 3500 tragbare Kaffeebäume haben, also kaum für eine Familie hinreichend. Daneben freilich haben sie ganz jungen Kaffee, für dessen Bearbeitung der Herr 10 Milreis jährlich für 1000 Stück versprochen hatte. Kein Wunder, daß die Leute diesen jungen Kaffee nicht bearbeiteten!

Direktor dieser Kolonie ist eine junge Holsteinerin von 12—14 Jahren, die auf einer andern Kolonie aufgewachsen, portugiesisch sprechen kann, und den Dollmetscher machen sollte. Holsteiner-deutsch und Berner-deutsch sind aber ziemlich verschieden von einander, und in der That verstehen sich die Holsteinerin und die Berner sehr wenig; dagegen weiß die Tochter des einen Berners etwas französisch; die Freiburger wissen aber etwas portugiesisch, und so wird das Verständniß zwischen den Berner-Familien und dem Herrn gewöhnlich durch diesen Kanal vermittelt.

Diese Berner-Familien sind in der That nach ihrem Kontrakt verpflichtet, die Vorschüsse der Gemeinden an diese zu verzinsen, und zwar auffallender Weise zu 6 Prozent! wenn ich nicht irre, bei uns ein wucherischer Zinsfuß!

Kolonie Moro alto von Herrn Joze Rodrigues Cäsar.

Hier sind bloß zwei Familien und zwar Schaffhauser, die mit den übrigen Gächlingern anno 1852 herüber gekommen sind, und erst bei Dr. Elias waren. Die beiden sind es, die sich in St. Paul beim Präsidenten der Kolonie beklagt; ihnen gelang es auch später mit Hülfe ihres damaligen Direktors Koch diesen neuen Herrn zu finden. Hier sind sie zufrieden; der Herr ist auch mit den fleißigen Kolonisten zufrieden, und hier zeigt sich's recht, wie schöne Früchte dieses Halbpacht-System tragen könnte, wenn die Fazendeiros ihr eigenes Interesse besser verstehen und sich mit dem Gewinn am Kaffee begnügen würden.

Speck erhielten diese Kolonisten nicht pfundweise, sondern ganze Schweine zu mäßigen Preisen; außerdem beziehen sie vom Herrn baares Geld so viel, als sie bedürfen. Vom Dezember 1855 bis März 1856, also in 15 Monaten, haben die beiden Familien bloß für je 153 und 187 Milreis Lebensmittel ꝛc. von der Fazende bezogen, und dabei sind die Schweine und Hühner, die sie jetzt besitzen, mit inbegriffen. Letztes Jahr haben sie allerdings boß 388 und 262 Alqueiros Kaffee gepflückt; dafür zahlt aber der Herr 571 Reis per Alqueiro, so daß sich ihr Vermögensstand folgendermaßen herausstellt:

	Schuld		Kaffee gepflückt	Schuld
	bei Ankunft auf dieser Kolonie:	Ende März 1857:	Anno 1856:	nach Abzug dieses Kaffee:
1.*	1039	1192	388	970
2.	534	721	262	571

Dabei ist zu bedenken, daß die Leute den Kaffee in schlechtem Zustand getroffen, bloß 5 Monate vor der Ernte selbst bearbeitet haben. Jetzt ist der Kaffeeberg rein, ist zugleich im besten Alter, so daß ohne Zweifel für die nächsten Jahre ein schöner Kaffeeertrag bevorsteht. Schon vom Jahr 1857 erwarteten beide etwa 500 bis 600 Alqueiros. Außerdem haben die Leute genug Pflanzland, werden also in Zukunft sehr wenig mehr von der Fazende zu beziehen brauchen, sondern fast den ganzen Gewinn vom Kaffee zur Tilgung der Schuld verwenden können. So werden die Leute ohne besonderes Unglück in wenig Jahren schuldenfrei, und was für einen jährlichen Verdienst haben sie dann?

Bei dem Preis von 571 Reis ist auch das Verhältniß von 3 Alqueiros auf 1 Arrobe angenommen. Der Herr war aber bereit, den Kolonisten in Zukunft die wirkliche Hälfte zu geben, wenn diese sich verpflichten, auch an dem Verlust Theil zu nehmen, den der Herr durch plötzliche Regengüsse, wenn der Kaffee auf der Tereire liegt, und auf dem Transport nach Santos erleidet.

Die bisher betrachteten Kolonieen liegen alle in einer Entfernung von etwa 40--45 Legoas von Santos entfernt, um die

* 1. Hans Müller, 2. Hans Jakob Murbach, beide von Gächlingen.

Städte Limoeira, St.Joao und Prizicaba herum, und zu diesen Städten gehörig. Die nun folgenden liegen nun etwa 10—12 Legoas näher gegen die Küste hin, zwischen Campinas und Ampara, zu welchen Städten sie auch gehören.

Kolonie Lorangal von Herrn Luciano Techeiro.

Hier sind 15 Freiburger Familien, die sämmlich im Oktober 1856 auf diese Kolonie gekommen sind, also hier noch keine Kaffee-ernte mitgemacht haben. Nach Brasilien kamen sie in den Jahren 1854 und 1855 und waren alle erst auf andern Kolonieen. Bei diesem Herrn traten sie ein mit folgenden Schulden:

1.	Joseph Savoy d'Attalens . . .	0
2.	François Savoy d'Attalens . . .	155
3.	Jean Jose Savoy d'Attalens . .	307
4.	Jacq. Maudonnet de Chattonnaye	652
5.	Joseph Corboud de Grandsivaz .	787
6.	Joseph Chassot d'Utennes . . .	385
7.	Jean Joseph Broisaz	98
8.	François Monnard d'Attalens . .	287
9.	François Dumoulin d'Attalens .	77
10.	Pierre Dumoulin » .	650
11.	Jean Jose Curate de Fiangere . .	81
12.	August Duprz de Midde . . .	733
13.	Jean Savoy d'Attalens	218
14.	Simon Bochud	493
15.	Charles Perroud d'Attalens . . .	1570
		6493

Von diesen Leuten sind Nro. 2, 3, 7, 8 und 13 von Agent Bry in Genf bloß nach Rio de Janeiro statt nach Santos geführt worden; außerdem ist denselben eine Menge Gepäck verloren gegangen, für welche der Agent die Verantwortlichkeit hat; auch haben sie gegen den Kontrakt schon in Marseille, wo sie sich einschifften, sich selbst verköstigen müssen.

Viele dieser Leute haben die Ueberfahrt selbst bezahlt und noch eigen Geld mitgebracht. Alle zusammen haben von den Heimats-

gemeinden und vom Haus Vergueiro 2343 Milreis Vorschuß erhalten. An eigenem Geld dagegen haben sie gegen 3000 Franken, also etwa 1000 Milreis gebraucht, so daß also ihr Rückschlag seit Ankunft in Santos sich beläuft auf:

$$6493 + 1000 - 2343 = 5150 \text{ Milreis},$$

d. h. etwa 15450 Franken! trifft auf die Familie im Durchschnitte also mehr als 1000 Franken!

Die Kolonisten mögen gute Arbeiter sein, aber jedenfalls sind sie etwas leicht: jeder hat sein Pferd und Sattel (diese sind freilich in obiger Rechnung nicht in Anschlag gebracht). Mit dem jetzigen Herrn sind sie ziemlich zufrieden; und in der That schien er mir nur zu gut zu sein, da er den Kolonisten nichts verweigert. So kommt es, daß z. B. eine kleine Familie auf dieser Kolonie vom Oktober 1856 bis April 1857, also in 6 Monaten, ihre Schuld bereits um 432 Milreis vermehrt hat!

Hauszins sollen diese Leute keinen bezahlen; dabei haben sie sehr solid gebaute und geräumige Häuser.

Während meiner Anwesenheit hat der Herr den Kolonisten schriftlich erlaubt, daß sie, wenn sie ihren Kaffee in Ordnung halten, die überflüssig gepflanzten Lebensmittel, ohne die Hälfte davon abzugeben, verkaufen können. Es will dieß viel sagen, da in der 3 Stunden entfernten Stadt Campinas alle Lebensmittel in sehr hohen Preisen stehen. Um nur Eines anzuführen, so kostete damals der Alqueiro Kartoffeln in Campinas 3.2 Milreis, d. h. nahe an 10 Franken. Kartoffeln gedeihen aber auf dieser Kolonie sehr gut, sie geben 30—40fache Frucht und können im Jahr 2 Mal gepflanzt werden. Was kann hier ein fleißiger Kolonist bloß an Kartoffeln verdienen? Alle andern Feldfrüchte und Gemüse stehen in verhältnißmäßig gleich hohen Preisen, und dem freien Verkauf derselben soll eine andere in der Nähe von Campinas liegende deutsche Kolonie ihren Wohlstand zu verdanken haben.

Der Alqueiro ist allerdings auch zu groß und hält $4\frac{1}{2}$ Quart. Indeß hat der Herr denselben so legalisirt von der Camera municipal in Campinas erhalten, und ich bin überzeugt, daß er nicht einmal wußte, daß derselbe zu groß sei.

Zwei Punkte haben mich noch besonders von dem guten Willen

des Herrn überzeugt: Unter den neuen Häusern ist eines zu einem Schullokal hergerichtet, und unter den Kolonisten findet sich ein alter Schulmeister, der hier den Unterricht bald beginnen wollte.*— Ferner lebte ein kranker Kolonist (Belgier, der schon längere Zeit auf der Kolonie ist) auf der Fazende und wurde daselbst ganz wie ein krankes Familienglied behandelt.

Auch ist der Direktor dieser Kolonie ein Freiburger, der einzige Schweizer auf allen Kolonieen, den ich in dieser Stellung getroffen habe. Trotzdem, daß nach dem Mitgetheilten diese Kolonie zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, so ist ein einziger Punkt, der wohl allen genannten Vortheilen das Gleichgewicht hält, und das Vorwärtskommen der Kolonisten sehr erschweren wird: die Leute zahlen nämlich 12 Prozent für ihre Schulden, ebenfalls 12 Prozent für alles baare Geld, das sie vom Herrn empfangen, dagegen 6 Prozent für den Betrag der bezogenen Lebensmittel.

Herr Luciano Techeiro behauptet freilich, er bezahle denselben Zins für diese Schuld an das Haus Vergueiro.

Kolonie St. Anna von Herrn Joze de Camargo Pontiado.

Es sind hier drei Freiburger Familien, die alle bereits vorher zwei Herren gehabt hatten, und mit großem Leichtsinn von einem zum andern gehen. Sie kamen im Februar 1857 zum gegenwärtigen Herrn, und zwei dieser Familien mußten bei ihrem letzten Herrn die nach § 8 des Kontrakts festgesetzte Strafe von 50 Milreis auf den Kopf, d. h. je 200 und 250 Milreis für die Familie bezahlen. Und diesen Herrn hatten sie so verlassen, obgleich sie nicht über auffallende Ungerechtigkeiten zu klagen wußten. Herr

* Dagegen will ich bei der Gelegenheit bemerken, daß eine der wichtigsten Klagen auf den meisten Kolonieen die war, daß die Kinder ohne alle Schulbildung aufwachsen müssen, während die Agenten ihnen zu Hause überall Schulen versprochen hatten. In der That war bis jetzt noch auf keiner Kolonie eine Schule gewesen, als auf Ybicaba; auf St. Lorenzo wurde auch ein Lehrer angestellt während ich dort war: ein junger Mann, der die Kantonsschule in Aarau durchgemacht hatte. Auch ein Beispiel eines durch Auswanderungsschriften Verlockten; denn zum Kaffeepflücken paßte der gewiß nicht!

Joze de Camargo soll ihnen große Versprechungen gemacht, aber, wie sie behaupten, nichts gehalten haben. Herr de Camargo dagegen betheuerte, daß er alles Mögliche für die Leute gethan habe, daß sie aber gar nichts taugen. Jeder dieser Kolonisten hat auch sein Pferd und Sattel, einer sogar einen Damensattel! Diese Leute hatten bereits wieder bei einem neuen Herrn Kontrakt gemacht und zwar bei Herrn Luciano Techeiro, den wir so eben kennen gelernt haben. Bei Herrn Joze de Camargo müssen sie zwar für dieß Weggehen keine Buße bezahlen, verlieren aber auf diese Weise wieder eine Kaffeeernte. Denn bei Herrn Luciano Techeiro, wo sie jetzt unmittelbar vor der Kaffeeernte eintreten, also den Kaffee vorher nicht bearbeitet haben, erhalten sie natürlich nicht die Hälfte des Preises, sondern nur ein Bestimmtes für die Arbeit des Pflückens, und zwar 160 Reis per Alqueiro. Die Schulden dieser Leute betrugen:

	Bei Ankunft auf der ersten Kolonie:	Als die Leute hier eintrafen, d. h. im Februar 1857:
1.*	609	1343
2.	922	1819
3.	897	1759
	2428	4921
	4921	
	2493	

Die Leute sind im Jahr 1854 angekommen, haben also in diesen $2^1/_2$ Jahren 2493 Milreis = 7500 Franken, d. h. die Familie durchschnittlich 2500 Franken zurückgeschlagen!

Kolonie Boa vista von Herrn Joao Leite.

Es sind hier 12 Glarner Familien von Matt und eine Aargauer Familie, die sämmtlich im September 1855 in Brasilien und gleich auf dieser Kolonie angekommen sind.**

* 1. Gilbert Cottet von Rue. 2. Wittwe Françoise Sallin von Villaz St.Piere. 3. François Sudan d'Estavanens. — Die Wittwe Nr. 2 war erst auf St.Lorenzo und ist diejenige, deren Mann nach ihr auf der Kolonie ankam, bald darauf starb, und von dem sie 138 Milreis Schulden übernehmen mußte.

** Auf dieser Kolonie ist noch nie Kaffee verrechnet worden; wir wollen für den Alqueiro 500 Reis annehmen als mittleren Werth der oben angeführten Preise.

	Schuld bei Ankunft:	im April 1857:	Kaffee gepflückt Anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
1.*	1367	1587	323	1425
2.	1446	1714	259	1584
3.	597	820	475	582
4.	397	651	454	424
5.	1473	1813	474	1576
6.	1245	1500	583	1208
7.	1075	1442	267	1308
8.	604	835	103	783
9.	899	1377	346	1204
10.	776	1119	289	974
11.	949	1345	592	1049
12.	1169	1481	313	1324
13.	338	560	298	411
	12335			13852
	13852			
	1517			

Der Viehstand auf dieser Kolonie ist sehr klein: wenige Schweine und Hühner, so daß man den Rückschlag vom September 1855 bis April 1857 auf die Familie auf etwa 100 Milreis anschlagen kann. Dieß Resultat ist nicht so sehr ungünstig, wenn man bedenkt, daß die Leute im April drei Viertheile der Jahresarbeit hinter sich, die Bezahlung dafür, d. h. die Kaffeeernte aber unmittelbar vor sich hatten; und zwar wird dieselbe, wie allgemein erwartet wird, fast doppelt so reichlich ausfallen als voriges Jahr.

Man kann ziemlich annehmen, daß diese Leute im ersten Jahr ungeschlagen davon gekommen sind, d. h. keine Rückschritte gemacht haben. Dieß ist allerdings in Vergleich mit den andern größern Kolonieen kein ungünstiges Resultat, es ist aber ungünstig mit

* 1. Gregorius Marti, 2. Nicolas Stauffacher, 3. Joseph Blumer, 4. Oswald Bäbler, 5. Fridolin Marti, 6. Dietrich Bäbler, sämmtlich von Matt, Glarus. 7. Fridolin Hämmerli, 8. Jakob Marti, beide von Engi, Glarus. 9. Joh. Stauffacher, 10. Joachim Stauffacher, 11. Vincenz Bäbler, 12. Marx Baumgartner, sämmtlich von Matt, Glarus. 13. Kaspar Maurer von Klingnau, Aargau.

Rücksicht auf den Fleiß und das Betragen der Leute, und im Vergleich mit dem Resultat, das die Leute erzielt hätten, wenn ihnen der Kontrakt gehalten worden wäre. Diese Leute waren nämlich die sparsamsten und enthaltsamsten, die ich getroffen; es scheint dieß besonders dem günstigen Einfluß zu verdanken zu sein, den ein sehr bescheidener und vernünftiger Mann, früher Gemeindrath Joseph Blumer, unter ihnen ausübte.* Zugleich standen sie an Fleiß kaum jenen Unterwaldnern bei Benedito de Camargo nach. Sie hatten den Kaffeeberg, wie der Herr selbst zugibt, aus hohem Unkraut herausgearbeitet, und schon jetzt war er im besten Zustand, versprach daher schon für dieß Jahr eine reichliche Ernte.

Vor Allem hatten sich diese Kolonisten mit Recht über Mangel an Pflanzland zu beklagen; voriges Jahr hatten sie fast gar keines, aber auch dieß Jahr noch viel zu wenig, so daß sie fast gar keine Schweine halten konnten, aber auch für sich selbst den größten Theil der Nahrungsmittel auf der Fazende kaufen mußten. Dabei war der Speck noch theurer als anderswo; er kam sogar auf 320 Reis zu stehen. Der Alqueiro, mit dem ihnen Kaffee abgemessen wurde, war nicht derselbe, wie der, mit dem ihnen die Lebensmittel zugemessen wurden. Der Herr gab zu, daß jener nicht legalisirt sei, hat mir denselben aber nicht gezeigt; er mag wohl auch eine anständige Größe haben!

Auch diese Kolonisten waren von der allgemeinen Wuth und Verzweiflung ergriffen. Noch mehr als ihre ökonomische Lage trugen dazu bei einige Aeußerungen des Herrn, wie z. B. die, er hätte sie für 12000 Milreis vom Hause Vergueiro gekauft; außerdem sein Hohn gegen die protestantische Religion, und Versuche, diese Leute zur „Taufe" zu bewegen**; endlich der Umstand, daß diese

* Im Gegensatz zu den Streitigkeiten der Kolonisten unter einander auf vielen Kolonieen war hier auch eine wohlthuende Einigkeit: Kurz vor meiner Ankunft hatten die Leute bei einem andern Fazendeiro eintreten wollen und waren wirklich Unterhandlungen eingegangen. Der Fazendeiro war bereit, die Leute unter ziemlich günstigen Bedingungen anzunehmen, wollte aber Eine Familie Nr. 12, bei der auch nicht ein einziger gesunder Arbeiter war, ausschließen. Die andern aber erklärten einstimmig, daß sie jene Familie nicht allein zurücklassen.

** Bei der Gelegenheit will ich bemerken, daß überhaupt die religiöse Intoleranz groß ist: kein Protestant wird auf einem Kirchhof begraben, junge Ehe-

Leute keine Bretter zu Todtensärgen bekamen, sondern die Leichen ohne Sarg in Wald oder Weide begraben mußten. Das Schlimmste, für die Zukunft wenigstens, war aber auf dieser Kolonie, daß der Herr jungen Ehepaaren eigene Kontrakte nur unter der Bedingung ausstellen wollte, daß dieselben sich verpflichteten, ihre Schulden mit 12 Prozent zu verzinsen. Gingen die jungen Eheleute diese Verpflichtung nicht ein, so blieben sie solidarisch mit ihren beiderseitigen Eltern verbunden. Auf solche Weise muß es nothwendig kommen, daß nach kurzer Zeit die ganze Kolonie für einander haftbar wird. Wie steht es dann mit dem freien Willen des Einzelnen?

Trotzdem glaube ich, daß dieser Herr es mit seinen Kolonisten nicht so übel meint; er nimmt z. B. auch keinen Hauszins, von dem die Kolonisten nach ihrem Vertrage nicht frei sind. Er ist vielmehr ein schlagendes Beispiel, zu zeigen, wie Leute, die bisher an die Behandlung von Sklaven gewöhnt waren, auch freie Kolonisten, die durch Schulden in ein Abhängigkeitsverhältniß zu ihnen zu stehen kommen, nicht als freie Männer zu behandeln sich gewöhnen können. Es hat sich hier ein Verhältniß ausgebildet ähnlich dem von Patronen und Klienten, und in der That nennen auch auf dieser Kolonie zwischen Campinas und Ampara die Kolonisten ihre Fazendeiros Patrone.

Ein Beispiel, daß diese für jene sorgen, sind die homöopathischen Hausapotheken, die hier auf jeder Fazende sich bilden, und mit denen der Patron in Krankheitsfällen die Kolonisten unentgeltlich behandelt. Vom Erfolg halte ich zwar nicht viel; es kommt aber hier auf die Absicht und nicht auf den Erfolg an. Mit Erfolg tritt übrigens gerade Herr Joao Leite als Chirurg auf. Ich habe es selbst gesehen, wie er mit großer Geschicklichkeit einem Glarner, der

paare müssen bei der Trauung das Versprechen ablegen, die Kinder in der katholischen Religion erziehen zu lassen, und bei Taufen wurden, in St. Joao wenigstens, nur katholische Taufzeugen zugelassen, in Limoeira dagegen wurde Ein protestantischer zugelassen; Ein katholischer mußte aber immer mit dabei sein. Abgesehen von der Intoleranz war aber auch schon die Klage über den Mangel eines protestantischen Geistlichen und einer protestantischen Kirche allgemein; beide waren den Kolonisten ebenfalls von den Agenten in Europa versprochen.

3 Stunden weit hergekommen war, 2 Zähne auszog, und zwar umsonst, während diese Operation in der Stadt vielleicht einige Milreis gekostet hätte.

Herr Joao Leite gestand mir auch ganz offen, daß er gezwungen sei, die Kolonisten etwas knapp zu halten und so viel als möglich von denselben zu gewinnen, weil er das Geld, das er für dieselben ans Haus Vergueiro schulde, zu 12 Prozent, und wenn der Zins nicht auf den Tag bezahlt werde, zu 18 Prozent verzinsen müsse, während er selbst nach dem Kontrakt bloß 6 Prozent von den Kolonisten beziehen dürfe. Diese bezieht er freilich von der ganzen Summe, auch von den Gemeindevorschüssen; ich komme darauf zurück.

Kolonie von Herrn Franzisca Marianna Garvao bei Ampara.

Es ist dieß die freundlichste und heimeligste Kolonie, die ich getroffen, nicht das kasernenartige, gleichmäßige der Kolonistenwohnungen, wie sonst überall, sondern zwei freundliche Häuser, im Schatten hoher Bäume, die früher von kleinen brasilianischen Gutsbesitzern, jetzt von 4 Kolonistenfamilien aus dem Kanton Glarus bewohnt sind. Neben diesen Häusern freundliche Gärtchen mit Orangen- und Bananenbäumen, außerdem ganz nahe ein Bach, der eine Mühle treibt im kühlen Grunde. In dieser bereiten sich die Kolonisten selbst ihr Maismehl (Fuba oder Farucha, je nach dem Grad der Feinheit desselben), während auf allen andern Kolonieen sie dasselbe auf der Fazende eintauschen gegen Mais, natürlich mit Bezahlung des Mahlens.

Pflanzland können die Leute sich selbst zurecht machen, so viel als sie wollen; bis jetzt haben sie aber bloß im jungen Kaffee angepflanzt; mir sagten sie, sie hätten wegen der strengen Arbeit im Kaffee noch nicht Zeit gehabt, Urwald umzuschlagen; zum Herrn sollen sie gesagt haben, sie seien nicht nach Brasilien gekommen, um Urwald abzuschlagen.

Geld erhielten sie 6—7 Milreis monatlich, wenn sie krank waren auch mehr. — Der Kaffee ist 5 Jahre alt, somit bald im besten Alter.

Eine Loge findet sich nicht auf der Fazende. Der Herr begnügt sich mit dem Gewinn an Kaffee; Hauszins verlangt er keinen; jeder Familie hat er bei Ankunft ein Schwein geschenkt. Kurz es schienen mir hier die Bedingungen der Art zu sein, daß die Kolonisten vorwärts kommen konnten. Trotzdem waren die Leute nicht zufrieden und hatten mannigfache Klagen; im Ganzen wohl ziemlich unbegründet; wenigstens hatten alle 4 schon einen Herrn verlassen, Herrn Hercules Florenzo, den wir bald kennen lernen werden, und bei dem sie gewiß hätten zufrieden sein können. Sie waren angekommen im September 1855 mit den Leuten der vorigen Kolonie, verließen aber Herrn Hercules Florenzo schon im Februar 1856.

	Schuld im Februar 1856:	Schuld im April 1857:	Kaffee gepflückt anno 1856:	Schuld nach Abzug dieses Kaffee:
1.*	738	926	228	812
2.	738	884	187	790
3.	493	634	167	550
4.	945	1127	280	987
	2914			3139
	3139			
	225			

Die Leute haben aber 2 Pferde und 8 Schweine, so daß jedenfalls kein Rückschlag in diesem ersten Jahr anzunehmen ist.

Kolonie von Dr. Joaquim Marianna Garvao bei Ampara.

Hier sind 2 Freiburger Familien **, die im Juni 1854 nach Ybicaba kamen, und im Januar 1855 diese Kolonie jede mit 100 Milreis Buße verließen, um beim gegenwärtigen Herrn einzutreten. Hier ist noch gar nie gerechnet worden; der Kaffee ist jung und gibt sehr wenig Ertrag, so daß die beiden Familien in den Jah-

* 1. Wittwe von Fridolin Norder. 2. Joh Norder, 3. Fridolin Norder, Söhne der Wittwe. 4. Joh. Altmann.

** 1. Martin Rogani von Middes. 2. Placide Roune.

ren 1855 und 1856 zusammen bloß 183 und 195 Alqueiros Kaffee gepflückt haben. Dagegen haben sie freien Pasto (Waide) für beliebig viele Thiere, was sie dazu benutzen, um sich durch Handel von Pferden und Maulthieren etwas zu verdienen. Außerdem sind beide Handwerker, der eine Küfer, der ander Schuster und haben sich durch ihre Arbeit einiges baares Geld erspart.

Kolonie Hafen von Herrn Hercules Florenze.

Getauft ist die Kolonie offenbar von Schweizerkolonisten. Auch ist der Name nicht übel gewählt, indem dieselbe in einer tiefen Schlucht gelegen ist. — Es sind hier zwei Glarnerfamilien, die mit denen von Herrn Joao Leite zusammen angekommen sind, also auch erst Eine Kaffeeernte durchgemacht haben. Der Herr hat unmittelbar nach der Kaffeepflückzeit vorläufig bloß, um den Kolonisten zu zeigen, wie sie stehen, eine Rechnung mit denselben gemacht, und dabei den Alqueiros zu 533 Reis angenommen. Wählen wir auch diesen Preis, so stellt sich ihre Rechnung folgendermaßen:

	Schuld		Kaffee gepflückt		Schuld
	bei Ankunft:	im April 1857:	Anno 1856: *		nach Abzug dieses Kaffee:
			a	b	
1.**	1116	1333	574	413	978
2.	1415	1648	407	295	1396
	2531				
	2374, also 157 Milreis Vorschlag.				

Dazu haben die Leute 2 Kühe und 6 Schweine, welche sie freilich größtentheils aus eigenem Geld, das sie noch mitgebracht, angeschafft haben. Indeß hatten auch diese Leute im April drei Viertheile der Jahresarbeit hinter sich und die zweite Kaffeeernte stand nahe bevor. Wollte man die Rechnung im August 1856 machen,

* Der unter a angeführte Kaffee wurde von den Bäumen gepflückt, welche die Leute während des Jahres bearbeitet hatten; für diese bekamen sie also 533 Reis. Außerdem pflückten sie aber noch den unter b angeführten Kaffee von den Bäumen, welchen die Neger des Herrn bearbeitet hatten; für diesen erhielten sie 120 Reis per Alqueiro.

** 1. Jakob Blumer, 2. Mathias Blumer, beide von Engi.

so würde sich der Vorschlag des ersten Jahres jedenfalls weit über 200 Milreis belaufen.

Diese Zahlen sprechen mehr als Worte dafür, daß dieser Herr es mit seinen Kolonisten wohlmeint. Man darf aber trotzdem nicht glauben, daß er die Leute ganz besonders unterstützt, gar viel mehr gethan habe, als er nach dem Kontrakt zu thun schuldig war. Die Leute hatten weiter Nichts, als genug nnd guten Kaffee, genug Pflanzland, freie Wohnung und Weide für Kuh und Schweine. Zu den letzten zwei Punkten ist allerdings der Fazendeiro nicht verpflichtet; aber gerade das letzte ist den Schweizerkolonisten von sehr großem Werth und für den Herrn von geringem Schaden.

Geld gab der Herr hier, wenn die Leute welches brauchten; eine Loge findet sich nicht auf der Fazende und was die Lebensmittel betrifft, welche die Kolonisten gleich nach Ankunft kaufen mußten, so waren dieselben auch nicht zu theuer, der Speck ging z. B. zeitweise auf 100 Reis herunter.

Ich kann nicht anders, als an diesem Beispiel noch einmal zu zeigen, welche schöne Zukunft sich unsere Armen durch dieß Parceriensystem in Brasilien schaffen könnten, wenn Herr und Kolonisten sich verstehen und gegenseitig ihren wahren Vortheil einsehen würden.

Die beiden Familien waren natürlich wie die Kolonisten überall gezwungen, vor ihrer ersten Ernte alle und nachher wenigstens noch einige Lebensmittel von der Fazende zu kaufen. Von jetzt an werden sie aber außer Salz und Zucker sich wohl Alles selbst verschaffen können. Ferner hatten sie im ersten Jahr, die eine Familie bloß 3000, die andere bloß 2500 Kaffeebäume, und zudem hatten sie den Kaffee in ziemlich schlechtem Zustande angetreten. Gleich nach der letzten Kaffeeernte haben beide je 6000 Kaffeebäume angenommen und erwarten schon dieß Jahr je 1000 und 800 Alqueiro. Die eine Familie hat 6 Kinder zwischen 4 und 16 Jahren, die andere 9 Kinder ebenfalls zwischen 4 und 16 Jahren. Die Arbeitskräfte vermehren sich also von Jahr zu Jahr bedeutend. Die Familien können von Jahr zu Jahr mehr Kaffeebäume bearbeiten. Alles dieß in Anschlag gebracht, kann man annehmen, daß die eine Familie schon nach 2, die andere aber nach 3 Jahren ihre Schulden

abbezahlen wird. Und dann sollte jede Familie, besonderes Unglück vorbehalten, mit Leichtigkeit jährlich 500 Milreis zurücklegen können, was nach 10 Jahren mit den geringsten hier üblichen Zinsen von 6 Prozent ein Vermögen von etwa 6500 Milreis, d. h. nahe an 20,000 Franken ausmacht.

Wo hat in der Schweiz je eine arme Familie mit 9 Kindern unter 16 Jahren Aussicht, in der nächsten Zeit mehr zu verdienen, als um sich kümmerlich zu ernähren?

Diese beiden Familienväter waren Arbeiter am Plattenberg.

Die übrigen auf dem Halbpachtsystem beruhenden Kolonieen in der Provinz St. Paul.

Außer den angeführten habe ich keine weitern Kolonieen selbst gesehen. Warum, wird aus dem Folgenden klar werden. Der Ruf, der bei meiner Rundreise jeder einzelnen Kolonie voranging, war jedesmal, zwar übertrieben, schlimm. Im Verhältniß zu einander aber waren die Kolonieen von den Kolonisten selbst immer ziemlich richtig beurtheilt. Darum will ich hier auch noch anführen, was ich von den übrigen Kolonieen in Erfahrung gebracht.

Hieronymo, eine der größten Kolonieen, gilt auch allgemein als eine der besten. Ich habe aber auf einer der angeführten Kolonieen eine Familie getroffen, die früher auf Hieronymo war, und daselbst in einem Jahr bloß für 20 Milreis Kaffee pflückte. Mag diese Familie nun auch durch eigene Schuld bloß die Hälfte oder gar bloß den dritten Theil des möglichen Kaffeeertrages erzielt haben, so sind 60 Milreis jährlich immer noch ein viel zu kleiner Verdienst, bei dem die Kolonisten nie und nimmer bestehen könnten.

In der Nähe von Campinas sind noch zwei kleinere Kolonieen, auf denen die Leute ziemlich schlecht gehalten sein sollen. Bei Yundiahy sind 4 Kolonieen und bei Ponte ist eine größere Kolonie (letztere ausschließlich von Deutschen besetzt, die von einem Hamburger Haus, „Wille in Santos“, eingeführt wurden), von welchen allen überall nur mit Furcht und Schrecken gesprochen wurde. Diese Leute werden wohl so ziemlich wie bei Dr. Elias gehalten sein.

Endlich sollen noch etwa 10 bis 15 Familien, meist Freiburger, einzeln oder je zwei zusammen, wie gehetztes Wild, von einem Herrn zum andern irren und theilweise so weit gekommen sein, daß sie mit den Negern zur Arbeit getrieben werden!

Fast auf allen angeführten Kolonieen sind auch deutsche Kolonisten und theilen das Loos der Schweizer. Ueberall habe ich auch mit den Deutschen gesprochen und ihre Klagen angehört, aber keine Zahlen aus ihren Büchern entnommen. Außerdem sollen noch zahlreiche Kolonieen ausschließlich von Deutschen besetzt sein, auf den Kolonieen, die ich besucht, befinden sich vorzüglich Thüringer, Rheinhessen, Rheinbayern und Holsteiner.

Die von der Provinzialregierung in St. Paul angestellten Straßenarbeiter.

Im Jahr 1855 suchte die Oberagentur in Hamburg eine „Ladung" Straßenarbeiter. Dieser Ausdruck ist den Hamburger Geschäftsleuten ganz gebräuchlich und ist für dieselben sehr bezeichnend. Eine „Ladung" Kolonisten schicken sie fort, gerade so, wie sie eine Ladung Kaffee oder Guano (Vogelmist) holen. Der Unterschied ist bloß der, daß die Kolonisten die auf der Fahrt erlittenen Unbilden nicht nach Europa berichten können, weil die ungünstigen Briefe nicht ans Ziel kommen, Kaffee und Guano dagegen, weil sie nicht sprechen können.

Obenerwähnte Straßenarbeiter waren dann auch bald beisammen, weil die gemachten Versprechungen allerdings lockend waren; ein ganz gewöhnlicher Straßenarbeiter, als welcher jeder europäische Schlingel von 16 Jahren paßte, sollte in Brasilien 1200 Reis, d. h. mehr als 3½ Franken täglich verdienen, Professionisten aber, wie Steinhauer, Maurer 1400 Reis täglich, d. h. mehr als 4 Franken. Zudem machte Herr Dr. Schmid in Hamburg den letztern noch besondere Versprechungen, daß dieß bloß für den Anfang sei, daß jeder in seinem Gewerbe bald Meister werden, und dann viel mehr verdienen könnte.

Den Ingenieuren war in den vorläufigen Programmen, die sie erhielten, ausdrücklich versprochen, daß sie nach der Landung in

Santos von Stund an in den Staatsdienst treten würden. Auf den Kontrakten, die sie erst in Hamburg unmittelbar vor der Abfahrt erhielten, stand davon Nichts. Einer dieser Ingenieure protestirte und wollte diese Bestimmung in den Kontrakt aufgenommen wissen. Herr Dr. Schmid versicherte ihn aber, daß die Provinzialregierung von St. Paul sie sehnlichst erwarte, und daß dieß Nichts zu bedeuten habe. Bei ihrer Ankunft in Santos wollte aber richtig Niemand etwas von diesen Ingenieuren wissen, sie mußten sich erst wochenlang auf eigene Rechnung unterhalten; dann endlich erhielten sie ihre Stellen als Aufseher der Straßenarbeiter; weiter sind sie bis zur Stunde Nichts geworden. Und dazu passen allerdings Leute, die in ihrem Leben nie Ingenieure gewesen, die aber doch auf jener Landung als Ingenieure nach Brasilien gekommen sind, eben so gut als wirklich gebildete Leute, die die polytechnische Schule in Karlsruhe durchgemacht, nachher an der schweizerischen Nordostbahn im Thurgau gearbeitet haben, und von denen einer mir dieß mitgetheilt hat.

Diejenigen, die als Professionisten angestellt waren, erhielten zwar ihre 1400 Reis täglich, mußten aber wie die gewöhnlichen Straßenarbeiter Pikaden (Waldwege) hauen, Erde ab- und auftragen; weiter hat es keiner gebracht und wird es keiner bringen, denn von steinernen Brücken, die ihnen in Hamburg versprochen worden, ist hier keine Rede. Die große Masse erhielt allerdings auch die versprochenen 1200 Reis täglich; die Leute wurden aber, ähnlich wie die Kolonisten, von Anfang an entmuthigt, weil ihnen ganz willkürlich als erster Posten in ihr Schuldbuch eingetragen wurde eine Summe, die bei den einzelnen differirt zwischen 21 und 22 Milreis und zwar unter dem Titel: „In Europa und Santos.“ Auf ihre Fragen erhielten die Straßenarbeiter die Antwort, daß ein Theil davon (wahrscheinlich auch 10 Milreis) jenes Kommissionsgeld des Hauses Vergueiro sei, und der Rest wurde auch unter irgend einem Titel gerechtfertigt; die Arbeiter konnten es mir nicht mehr genau sagen, glaubten aber, 5 Milreis davon seien für die Oberagentur in Hamburg. Die Arbeiter reklamirten wegen dieser Summe nach St. Paul, erhielten aber ablehnenden Bescheid. Damit war also dieß Kommissionsgeld des Hauses Vergueiro gutgeheißen; auch

blieb dasselbe richtig in den Rechnungsbüchern der Straßenarbeiter, wurde nicht etwa von der Provinzialregierung dem Hause Vergueiro ausbezahlt.

Was heißt das? Die Regierung von St.Paul braucht und sucht Straßenarbeiter; sie beauftragt das Haus Vergueiro und dieses wiederum Ober- und Unteragenten in Europa, ihr dieselben zu verschaffen. Und wenn die Arbeiter in Brasilien sind, so heißt es: „Zunächst bezahlt ihr jetzt die Leute, die wir gebrauchten, um Euch zu fangen, und zwar machen wir selbst den Preis.“ * Wenn das Recht der Forderung irgend welcher Summe der Art an Straßenarbeiter oder Kolonisten zugegeben wird, so sehe ich gar nicht ein, warum man denn nicht jede beliebige geforderte Summe, 30 oder 100 Milreis statt bloß 10 auf den Kopf zugestehen müßte.

Auch mit Beziehung auf den Geldwechsel verfuhren die Regierungsangestellten kleinlich. Auch hier war die Ueberfahrtssumme auf den Kontrakten in Piastern ausgesetzt und zwar zu 50. Die Piaster sind nun aber nicht, wie es der allgemeine Kurs ist, und wie denselben auch das Haus Vergueiro stets angenommen hat, zu 2 Milreis, sondern zu 2.022 angenommen, d. h. 50 Piaster zu 181.1 Milreis, so daß also jeder Straßenarbeiter gleich von Anfang an eine Schuld von mindestens 122—123 Milreis hatte. (Viele hatten außerdem noch Vorschüsse für die Reise nach Hamburg.) Von dem täglichen Verdienst wurde nun der fünfte Theil zur Tilgung der Schuld abgezogen, so daß von den 1200 Reis noch 960 blieben. In Brasilien sind aber sehr viele Festtage, an denen nicht gearbeitet wird, und in Prizicaba, wo ich die Straßenarbeiter sprach, kam nun noch ein eigenthümlicher Grund hinzu, die Zahl der Arbeitstage noch mehr zu vermindern: Da die Leute gar kein Vergnügen haben, ergeben sie sich überall dem Trunk, und sind, am Sonntag wenigstens, ziemlich regelmäßig berauscht. In Folge dessen entstehen

* Straßenarbeiter hat aber wahrhaftig Brasilien nöthig. Die Straßen sind so schlecht, daß man sich davon in Europa einfach keine Vorstellung machen kann. Und was die Arbeitskräfte betrifft, so habe ich selbst gesehen, wie, um das Steinbeet einer Straße zu legen, etwa 30 Negerinnen gebraucht wurden, welche die Steine eine Viertelstunde weit holen und auf ihren Köpfen an Ort und Stelle tragen mußten.

gewöhnlich Prügeleien, und da die Bewohner von Prizicaba jene Straße nicht gerne entstehen sahen, somit die Arbeiter selbst nicht leiden mochten, so wurden dieselben ziemlich häufig und schonungslos in die Cadea (Gefängniß) gesteckt. Herr Direktor Günther spielte den Menschenfreund und machte die Arbeiter frei; bald darauf zahlte er denselben aber selbst zu trinken, in Folge dessen die Arbeiter unvermeidlich wieder einige Tage an den Schatten kamen. Dabei erhielten dieselben natürlich keinen Taglohn; dagegen verechnete Herr Günther denselben wahrscheinlich der Regierung. Wenigstens ist er vor kurzem plötzlich abgereist und steckbrieflich verfolgt worden.

So kam es, daß der einzige Arbeiter, dessen Buch ich durchsehen konnte (daher wohl nicht der schlechteste) bloß 206 Arbeitstage im Jahr hatte, welche 197.76 Milreis Verdienst geben. Dabei zahlen die Leute mindestens 120 Milreis für Kost und Logis, 12 Milreis für Wäsche, 15 Milreis für Schuhe (im Walde nöthig) und 25 Milreis für Hemden und Kleidung. So wird es begreiflich, daß sie mit ihren sonntäglichen Vergnügen und bei den Bußen, die sie noch für den Aufenthalt in der Cadea bezahlen müssen, sehr bald in Schulden gerathen. Kurz, auch diese Straßenarbeiter waren in einem bedenklichen Zustand!

Besser daran sind diejenigen Straßenarbeiter, die unmittelbar unter der Direktion des Herrn Dr. Rath in Cubatao stehen. Das Kommissionsgeld haben sie natürlich auch. Dagegen werden sie von Herrn Rath nicht noch übervortheilt, sondern finden bei demselben Rath und Hülfe. Einer derselben, Kaspar Schneider von Egg, Kanton Zürich, den ich auf der Hinreise kurz sprach, war zufrieden (Kommissionsgeld ausgenommen), er hatte die Schulden fast abbezahlt und hoffte, bald etwas zu verdienen. Im Rückweg wollte ich mit Allen sprechen, fand dann aber keine Zeit mehr.

Die bisherige Korrespondenz der Kolonisten mit dem schweizerischen Heimatlande.

Dieselbe war nicht frei, sondern überwacht. Briefe mit ungünstigen Nachrichten kamen nicht an ihr Ziel. Wo sie geöffnet werden, weiß ich nicht.

Auf Ybicaba hatte der Direktor Jonas den Lehrer Davatz unter polizeiliche Aufsicht gestellt wegen eines Briefes von Davatz an die Regierung des Kantons Graubündten, der in die Hände von Herrn Jonas gekommen war. Unter dieser polizeilichen Aufsicht verstand Direktor Jonas, wie er mir selbst sagte, die Ueberwachung der Korrespondenz des Davatz. Dieser durfte es somit nicht mehr wagen, frei zu schreiben. Briefe, die an ihn gerichtet waren, erhielt er theils gar nicht, theils im Innern zerrissen, theils ganz offen. So hatte sogar der Unterdirektor Schmid, wie durch einen Zeugen erhärtet ist, selbst die Unverschämtheit, einen an Davaz gerichteten Brief zu öffnen und zu lesen.

Auf diese Weise waren natürlich die Kolonisten auf Ybicaba eingeschüchtert. Trotzdem versicherten mich mehrere, und außerdem noch viele Kolonisten von andern Kolonieen, daß sie Briefe nach Hause geschrieben und ihr Elend geklagt haben. Diese Briefe sind aber faktisch nicht nach Europa gekommen. Die Posteinrichtungen sind allerdings sehr fehlerhaft; außerdem müssen alle Briefe, die herausgehen sollen, mit Frankomarken versehen sein, und es mögen viele Briefe, die dieser Marken entbehrten, darum nicht abgegangen sein. Viele Leute haben mich aber ausdrücklich versichert, daß sie Marken angewendet haben, und abgesehen davon ist auffallend, daß alle Briefe mit günstigen Nachrichten sicher ans Ziel kamen; und doch sind jene beiden Altmänner (Heinrich und Dietrich), deren Briefe abgedruckt wurden, und die ich persönlich kennen gelernt habe, nicht besonders pfiffig und wissen nicht besser mit Feder und Briefmarken umzugehen, als andere Kolonisten.

Nein, es kann nicht geläugnet werden, daß irgendwo zwischen den Kolonien und der Schweiz Briefe unterschlagen worden sind.

Fragen wir nun aber ferner: woher kommt es, daß wirklich so viele günstig lautende Briefe nach Hause geschrieben worden sind, so zeigen sich verschiedene Gründe: Schlechtigkeit, Dummheit, Uebereilung, falsches Ehrgefühl, Mangel an Bildung. Aus Schlechtigkeit sind weniger günstige Berichte geschrieben worden, als man glauben möchte. Mit Ueberzeugung kann ich dessen bloß den Unterdirektor Heinrich Schmid von Hombrechtikon, Kanton Zürich, beschuldigen, und muß an diese Anklage die Bedingung knüpfen,

daß er wirklich noch letztes Jahr nach dem Thurgi (Kanton Aargau) Briefe geschrieben hat, welche, wie diese Leute aus dem Thurgi behaupten, sie zur Auswanderung verlockt haben. Der Brief dagegen von Schmidt vom Dezember 1853, der in der Schrift: Die Auswanderung als öffentliche Wohlthat, Lichtensteig 1854, abgedruckt ist, scheint mir zwar vielfach übertrieben, läßt sich aber bei dem damaligen Zustand der Kolonie begreifen.

Von Jakob Murbach, alt Friedensrichter von Gächlingen wurde allgemein behauptet, er hätte wirklich für Geld günstige Berichte nach Hause geschickt. Er betheuert, bloß einmal und damals die Wahrheit geschrieben zu haben; er war nämlich damals bei Herrn Dr. Elias, und hier soll Anfangs, bevor eine Rechnung abgeschlossen worden, Alles zu den besten Hoffnungen berechtigt haben. Sein Vermögensstand läßt jedenfalls nicht darauf schließen, daß er sich aus dem Briefeschreiben eine Erwerbsquelle gemacht habe.

Als Schlechtigkeit kann es freilich auch betrachtet werden, wenn Leute, wie es wirklich vorgekommen ist, günstige Berichte nach Hause gesandt haben, weil sie hier in den Tag hinein Schulden machen, und dabei gut leben konnten, ohne zu arbeiten.

Dummheit ist es, wenn Leute nach Hause schreiben, wie fruchtbar das Land und wie theuer alle Produkte in den Städten seien, ohne beizufügen, wie schwer es ist, kleinere Gütchen in der Nähe dieser Städte zu kaufen; wenn Leute schreiben, 1 Pfund Butter koste 1 Milreis = 3 Franken, dazu sei die Milch noch fetter als in der Schweiz, ohne hinzuzufügen, daß die halbwilden Kühe nur so lange Milch geben, als das Kalb noch saugt. Wohl würden sich wahrscheinlich durch Stallfütterung die Kühe zähmen, und dadurch ein reichlicher Milchertrag sich erzielen lassen. Aber dergleichen Versuche taugen nur für große Gutsbesitzer.

Aus Uebereilung haben ebenfalls Einige Briefe geschrieben, nämlich unmittelbar nach einem fröhlichen Empfang, während sie die wahren Verhältnisse noch gar nicht durchschaut hatten. Einige sollen auch im wirklichen Rausch (nicht Freudenrausch) geschrieben haben.

Aus falsch verstandenem Ehrgefühl hat einer der solidesten und vernünftigsten Männer, wenn nicht Unwahrheit, doch nicht volle

Wahrheit nach Hause berichtet. Man hatte ihm in seiner Heimat dringend von der Auswanderung abgerathen, und er wollte nicht gestehen, daß seine Freunde Recht gehabt.

Aus Mangel an Bildung. Es ist mir aufgefallen, wie schwer es Leuten, die sich klar aussprechen, doch wird, ihre Gedanken so schriftlich niederzulegen, daß man sie versteht. Ich habe viele Briefe von Kolonisten mitgenommen. Vernünftigerweise konnte über die allgemeine Lage Keiner etwas Anderes schreiben, als: „bis jetzt ist es den Schweizern auf diesen Kolonien in St. Paul schlecht ergangen. Jetzt hat man uns große Versprechungen gemacht; wenn dieselben gehalten werden, so dürfen wir Besseres von der Zukunft hoffen".

Trotzdem sind mir Briefe offen übergeben worden, und zwar von Leuten, die die Volksschulen des Kantons Zürich in den Vierzigerjahren besucht haben, die theils nur Liebes und Gutes enthalten, theils aber so geschrieben sind, daß selbst ich, der ich nun mit den Verhältnissen bekannt bin, und eher hätte merken können, was die Leute sagen wollten, den Inhalt der Briefe nicht verstanden habe.

Diese Leute haben vielleicht in der Schule Geographie von Amerika gelernt. Die Zeit wäre besser dazu verwendet worden, dieselben einen verständlichen Brief schreiben zu lernen. Den Weg nach Brasilien hätten sie wahrscheinlich gefunden ohne geographische Kenntnisse, den Weg aus diesen Kolonien heraus aber wohl nicht ohne einen verständlichen Brief.

Nach Allem was ich gesehen, glaube ich wirklich, daß gewöhnliche Auswanderer nicht im Stande sind, über ihre Lage einen wahren Bericht zu machen; daher sind die Briefe der Ausgewanderten selbst (und dieß gilt wohl allgemein für alle Länder, wo Kolonisten sich ansiedeln) für ihre Anverwandten zu Hause am gefährlichsten.

Die Doppelstellung des Hauses Vergueiro.

Die Thätigkeit des Hauses Vergueiro haben wir zu trennen in die Gründung und Leitung der eigenen beiden Kolonien Ybicaba und Angelica, und in die Leitung der Kolonisation der Pro-

vinz. Was die eigenen Kolonien betrifft, so habe ich mich über die gegründeten Klagen der Kolonisten ausführlich ausgesprochen. Die Offenheit, mit der mir Herr Joze Vergueiro, als Chef des Hauses, Einsicht in alle diese Blößen gestattete, die Bereitwilligkeit abzuhelfen, und noch weit günstigere Versprechungen für die Zukunft, berechtigten mich aber anzunehmen, daß er — 50 Stunden entfernt in Santos wohnend — von den geschehenen Ungerechtigkeiten nichts gewußt habe. * Auch blieb es nicht bei bloßen Versprechungen, sondern noch während meiner Anwesenheit auf den Kolonien, wurden den Leuten auf Ybicaba und Angelica ganz bedeutende Summen zu gut geschrieben für Zinsen, Hausmiethe, Arztrechnung u. s. w. Auch das Kommissionsgeld wurde denen abgeschrieben, die Ueberfahrtsverträge besaßen, was nur bei den von Herrn Paravicini eingeführten Kolonisten der Fall war. Mit Beziehung auf die übrigen versprach Herr Joze Vergueiro seine Verwendung, daß denselben vom Ministerium das Kommissionsgeld bezahlt wurde.

Was fleißige Kolonisten beim Parcerien-System verdienen können, wenn der Kontrakt redlich gehalten wird, haben wir gesehen. Herr Joze Vergueiro wollte aber noch mehr thun; er wollte den Leuten durch Einführung irgend welcher Industriezweige Arbeit und Verdienst verschaffen. Dieß sollte in der That in einem Lande, wo der Maulbeerbaum, Baumwollstaude, Tabak, Indigo prächtig

* Von der Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, so wie von dem besten Willen des Herrn Joze Vergueiro, seinen Kolonisten zu helfen, war ich auch überzeugt, als ich die als Grundbedingung einer friedlichen Verständigung geforderte Ehrenerklärung an Herrn Joze Vergueiro schrieb, die seither auch in Europa veröffentlicht worden ist. Zugleich mit derselben habe ich Herrn Joze Vergueiro auch meine Ansichten über die 18 Klagepunkte der Kolonisten schriftlich mitgetheilt. Darum sind auch in der Ehrenerklärung die gerechten Klagen der Kolonisten wenig hervorgehoben, und so mußte diese, ohne die Beantwortung der 18 Klagepunkte veröffentlicht, jedenfalls einen sehr einseitigen Eindruck machen. — Ferner ist meine Erklärung geschrieben und datirt (in den ersten Tagen des März), bevor ich eine andere Kolonie als Ybicaba und Angelica gesehen, kann sich also natürlich nur auf das Haus als Besitzer dieser beiden Kolonien, nicht als Leiter der ganzen Kolonisation beziehen. — Endlich bemerke ich, daß die Erklärung ausgestellt wurde, nachdem Herr Joze Vergueiro ausdrücklich erklärt, daß sein Herr Bruder Luiz, bisher Verwalter der Kolonie, nicht zum Haus Vergueiro gehöre.

gedeihen, nicht schwer sein; in der That hat z. B. der Kolonist auf St. Lorenzo, der anfing Tabak zu pflanzen und Cigarren zu machen, gleich im ersten Jahr bloß an Regentagen, und ohne daß er im mindesten seinen Kaffee vernachläßigte, 100 Milreis verdient.

Ferner ertheilte mir Herr Joze Vergueiro Auftrag für seine Kolonien aus der Schweiz einen protestantischen Pfarrer und Lehrer kommen zu lassen.

Der beste Beweis, daß die Kolonisten unter solchen Bedingungen, wenn sie wirklich gehalten werden, fortkommen können, ist der, daß bloß 20 bis 25 Familien auf das Anerbieten des Herrn Joze Vergueiro eingehen wollten, Ländereien desselben als Grundeigenthum zu übernehmen zu einem von unparteiischen Leuten zu bestimmenden Preise; und doch war Grundeigenthum vorher aller Wunsch und Ideal gewesen!

Was aber die Leitung dieser ganzen Halbpacht-Kolonisation betrifft, so muß zugegeben werden, daß dabei das Haus Vergueiro, nachdem es die Kolonisten an irgend einen größeren oder kleineren, reicheren oder ärmeren Gutsbesitzer abgegeben, sich nicht mehr um dieselben gekümmert, sondern ihrem Schicksal überlassen hat *. Auch brachte die anfängliche Verschuldung es mit sich, daß die Kolonisten ganz wie Kaufmannswaare, um nicht zu sagen, wie Sklaven behandelt wurden. Der Kolonist kam mit einer gewissen Schuld an seine Heimatgemeinde in Brasilien an; diese Schuld übernahm das Haus Vergueiro. Zu derselben kamen Vorschüsse des Hauses Vergueiro selbst, und die Reisespesen von Santos bis zur Kolonie.

* Spezielle Klagen, die ich auf den andern Kolonien noch gegen das Haus Vergueiro gehört, sind folgende:

Mehrere Kolonisten bei Dr. Elias und auf St. Lorenzo erhielten bei Ankunft auf der Kolonie ihre Kisten eröffnet; die werthvollsten Sachen waren aus denselben entwendet.

Die Mutter eines Kolonisten (Nr. 5 bei Luciano Techeiro) war schon in Hamburg gestorben, und doch mußte der Sohn den ganzen Betrag der Ueberfahrt für die Betreffende bezahlen.

Ferner kommen einige Geld-Reduktionen vor, die mir 370—380 Reis weit zu übersteigen scheinen; doch kann ich es nicht mit Sicherheit behaupten. Auf der Kolonie des Dr. Elias steht nämlich in den Büchern oben erst die Summe, die Herr Dr. Elias an das Haus Vergueiro bezahlt hat. Darunter kann ich mir nichts

Mit dieser Gesammtschuld gingen nun die Kolonisten an beliebige neue Fazendeiros über, und diese machten nunmehr einen Unterschied zwischen Vorschuß der Heimatgemeinden auf der einen, und Vorschuß vom Hause Vergueiro, Reisespesen rc. auf der andern Seite, ließen aber die Kolonisten diese Schuld sehr verschieden (auf St. Lorenzo z. B. waren die Zinsen sehr billig berechnet) meist aber zu 6 Prozent verzinsen. 6 Prozent durften sie nach dem Kontrakt nicht übersteigen *; weil aber solche, die die Schuld für die Kolonisten ans Haus Vergueiro nicht bezahlen konnten, sondern selbst verzinsen mußten, die hohen landesüblichen Zinsen ans Haus Vergueiro zahlten, so ließen sie dieß, wie mir ja einer selbst gestanden, die Kolonisten auf andere Weise entgelten.

Wenn ich auch vollständig überzeugt bin, daß das Haus Vergueiro niemals die Absicht hatte, noch haben konnte, aus den europäischen Kolonisten ein eigentliches Sklavenvolk heranzuziehen, so läßt sich doch bei ruhiger Ueberlegung nicht leugnen, daß im Kontrakt die Möglichkeit angebahnt war, und daß einzelne Fazendeiros schon bedeutende Schritte gethan hatten, um jenen Zustand herbeizuführen. Die Möglichkeit war gegeben durch das Prinzip der Solidarität. Nehmen wir an, von einer Familie mit 1500 Milreis Schulden waren alle Glieder weggestorben bis an ein einjähriges Kind;

Anderes denken, als die Vorschüsse der Heimatgemeinde, des Hauses Vergueiro und das Kommissionsgeld, da die Reisespesen von Santos noch besonders verzeichnet sind. Wenn dieß richtig ist, so finden sich bei Herrn Dr. Elias Ansätze des Frankens zu 387 bis 417 Reis.

Bei Herrn Joao Leite ist dagegen die Reise nicht besonders verzeichnet, also auch noch mit in die Antrittssumme begriffen. Die Reisekosten kann ich nicht schätzen, um nachher den Kurs des Geldes zu berechnen. Nehme ich aber umgekehrt den Franken zu 370 Reis an, ziehe die so erhaltene Summe für Vorschüsse, sowie das Kommissionsgeld von jener Antrittssumme ab, so erhalte ich folgende ungeheure Reisespesen von Santos zur Kolonie:

1. Für einen Mann und Frau, die zu Fuß nach der Kolonie reisten, und kein baares Geld entlehnten: 166 Milreis.

2. Für eine Familie von 6 Personen: 698 Milreis! Dieß muß jedenfalls ein Versehen sein. Die Summe stand aber, und der Kolonist fand nirgends Hülfe!

* An einem Ort haben wir freilich gesehen, daß die Kolonisten 12 Prozent bezahlen, bei Herrn Luciano Techeiro; die Leute waren aber vorher auf Ybicaba und gingen freiwillig dort weg, wurden nicht vom Hause Vergueiro dahin versetzt.

mit dem Zins von 6 Prozent hätte sich das Kapital, bis das Kind arbeitsfähig geworden, gerade verdoppelt; dazu war der Fazendeiro berechtigt, demselben Kosten für Wohnung und Unterhalt anzurechnen. Der Fall ist also sehr leicht denkbar, daß ein 16 bis 20jähriger Mensch eine Schuldenlast von etwa 3000—4000 Milreis hätte, von der er kaum die jährlichen Zinsen verdienen könnte. Ist da ein Sklave nicht besser daran, der jeden Augenblick für etwa 2000 Milreis sich frei kaufen kann?

Ich will nicht vergessen zu erwähnen, daß das Haus Bergueiro einem Knaben * von 2 oder 3 Jahren, dem Vater, Mutter und 2 Geschwister weggestorben, die ganze Schuld der Eltern geschenkt hat; wenn aber einmal Cholera oder gelbes Fieber solche Fälle massenhaft herbeiführte, wie stände es dann?

Wie stand es überhaupt schon auf andern Kolonien? da z. B. wo durch neugeschlossene Ehen schon mehrere Familien für einander haftbar waren, und bald die ganze Kolonie, jeder für jeden haften sollte? oder bei Dr. Elias, der mit einem Sitio zugleich auch einen Kolonisten kaufte, mochte dieser wollen oder nicht? Wie stand es ferner mit der Rechtspflege?

Brasilien soll zwar schöne Gesetze haben; wir haben aber gesehen, daß die Kolonisten keinen Schutz vor denselben gefunden. Ich brauche kaum daran zu erinnern, daß die schreiendsten Ungerechtigkeiten von einem Gerichtspräsidenten verübt worden, und daß die gerechten Klagen zum Präsidenten der Provinz gedrungen, aber von diesem schnöde abgewiesen worden sind; daß falsches Maaß zu Ungunsten der Kolonisten von den obrigkeitlichen Eichstätten an alle Fazendeiros ausgegeben wurde. Was in einer Provinz eines Reiches vorfällt, wird wohl auch in einer andern möglich sein. Ich kann daher nicht genug warnen vor all den verlockenden Anpreisungen nach den verschiedenen Provinzen Brasiliens, die namentlich von Hamburg ausgehen.

Es ist allerdings nicht zu läugneu, daß fleißige Professionisten, die schuldenfrei und unabhängig in Brasilien ankommen, hier ein schönes Geld verdienen können. Es ist aber ebensowenig zu leug-

* Ignaz Berwert von Sarnen.

nen, daß jene Anpreisungsschriften (bei Frobel in Rudolstadt werden die allerschamlosesten gedruckt) nicht das Interesse der Kolonisten im Auge haben, daß es allen jenen Agenten und gekauften Schreibern nur darauf ankömmt, so viel Köpfe als möglich nach Brasilien zu schicken, und daß sie dazu keine Mittel scheuen. Schon die oft vorgekommene Behandlung der Kolonisten zur See zeigt, welche Theilnahme die Hamburger an dem Wohlergehen der Kolonisten im fremden Welttheil haben. Ich lege kein Gewicht auf derartige Klagen unverschämter Kolonisten. Ich will auch kein großes Gewicht darauf legen, daß die Küchenmeister der Auswanderungsschiffe ziemlich offen das Fett, mit dem sie den Kolonisten die Speisen hätten schmackhaft machen sollen, in Santos verkaufen. Aber das ist schändlich, daß wiederholt kleine Kinder auf den Schiffen weggestorben sind (auf einem Schiffe 16!) weil der Kapitän, auch wenn diese krank waren, den Müttern nicht erlaubte, denselben eine Suppe zu kochen, sondern daß sie rohe Schiffskost genießen mußten, wie die gesunden Erwachsenen! Ein solcher Kapitän heißt Bade aus Hamburg; ein anderer dagegen, der durch Freundlichkeit und Gefälligkeit sich die Liebe der Kolonisten erworben hat, ist Meier aus Haarburg.

Auf den verschiedenen Kolonieen in St. Paul habe ich von einigen deutschen Schwindlern gehört, die als Administratoren von einer Fazende zur andern gereist, und sich endlich Grundeigenthum erworben haben sollen. Diese verschreiben sich nun Kolonisten aus Europa in erster Linie für sich, in zweiter aber wohl auch zum Handel an andere Fazendeiros. Aehnliches wird wohl auch in Rio grande do Sul und andern Provinzen vorkommen.

Das Haus Vergueiro leistet doch durch Einführung von Kolonisten seinem Vaterlande, das um jeden Preis Arbeitskräfte haben muß, einen Dienst. Was soll man aber von den Hamburgern sagen, die wie jenes Haus Wille die Kolonisation zum Aushängeschild gewöhnlicher Geldspekulation gemacht haben? Wenn auch das Haus Wille gar kein Kommissionsgeld verlangt, oder bloß 5 Milreis, wie ich glaube gehört zu haben, ist und bleibt es nicht eine Schmach, deutsche Brüder in brasilianische Sklaverei zu verkaufen?

Auch hat Herr Joze Vergueiro selbst eingesehen, daß die Kolo-

nisten auf mehreren Kolonieen auf schändliche Art ausgebeutet wurden, und nicht bleiben konnten. Ich muß anerkennen, daß er sein Möglichstes that, um diese Leute unter günstigeren Bedingungen bei neuen Fazendeiros unterzubringen, und bereit war, unpartheiisches Gericht (aber wie finden!) für vorkommende Streitigkeiten der Kolonisten mit ihren Herrn aufzustellen. Während wir aber damit beschäftigt waren, mit neuen Fazendeiros in Unterhandlung zu treten,* rief mich ein Brief unsers Generalkonsuls David nach Rio zurück, indem Herr David vom Ministerium mehr zu erlangen hoffte, auch noch Ersatz für die erlittenen Unbilden. Ich war froh, dadurch großer Verantwortung überhoben zu sein, und glaubte ruhig zurückkehren zu dürfen, da mir die noch nicht gesehenen Kolonieen kaum etwas wesentlich Neues geboten hätten.

Die Erhebung der Kolonisten. Davatz. Die Heimatgemeinden. Rückblick und Schluß.

Jene Beschwerdeschrift an die Provinzialregierung so wie die ganze Bewegung und Erhebung der Kolonisten gegen das Haus Vergueiro war von dem Schullehrer Thomas Davatz von Fanas, Kanton Graubündten, hervorgerufen und geleitet worden. Eines Tages, als Davatz wegen seines Benehmens auf die Fazende zur Rechenschaft gezogen wurde, wäre es beinahe zu einem Sturm auf die Fazende, gegen welche die Kolonisten bereits mit Morgensternen, Aexten 2c. bewaffnet heranrückten, und damit zum Ausbruch einer allgemeinen Revolution unter den Kolonisten gekommen. Aber gerade Davatz war es, der die tobenden Gemüther zur Ruhe brachte; er allein war es, der dieß überhaupt vermochte. Gewiß ist nach dieser Demonstration bei der großen Aufregung, die stets noch herrschte, bei dem ewigen Hin- und Herschicken von Botschaften von einer Kolonie zur andern, bei den übertriebenen Gerüchten von an-

* Wenn die Leute von Dr. Elias 2c. bei einem neuen Fazendeiro eingetreten wären, so hätte dieser als Direktor den bisherigen Unterdirektor auf Ybicaba D. Schlittler von Niederurnen als Direktor angenommen, welcher mich auch, um die Kaffeeberge zu beurtheilen, auf der Reise nach Campinas und Ampara begleitete.

rückendem Militär, die in Umlauf waren, mit Einem Wort bei der Anarchie, die eingetreten war, Manches vorgefallen, das sich nicht rechtfertigen läßt. Wer sollte dieß bei der so bunt zusammengesetzten Menge, wie die der Kolonisten es war, anders erwarten? Gewiß haben auch persönliche Feinde des Hauses Vergueiro ihr Möglichstes gethan, die Bewegung zu unterhalten; dieß beweisen die mitternächtlichen Besuche, die Davatz erhielt. Drohungen mit Schießgewehren gegen die Fazende mögen auch nach jener allgemeinen Demonstration noch vorgekommen, Verbindungen mit Schwarzen mögen angeknüpft worden sein, Einzelne mögen nicht aus Uebereilung es ausgesprochen, sondern im Ernst daran gedacht haben, die Fazende zu theilen: immerhin kann nichts der Art der Mehrzahl der Kolonisten oder speziell dem Davatz zur Last gelegt werden; vielmehr war wieder er allein es, der alle diese Leidenschaften im Zaume zu halten wußte, so daß es nirgends zu einem wirklichen Ausbruch, zu wirklichen Thätlichkeiten gekommen ist.

Trotzdem hat man, sogar von schweizerischer Seite, versucht, ihn mit dem Schlagwort „Jesuit“ zu verdächtigen, und die Sache so darzustellen, als ob er, weil er selbst zur Arbeit zu faul, auch die übrigen Kolonisten aufgereizt habe. Faulheit haben ihm Direktor Jonas und Unterdirektor Schmied vorgeworfen; alle Kolonisten dagegen behaupten übereinstimmend, daß er trotz der Klimakrankheit, an der er sehr stark gelitten, einer der fleißigsten gewesen, manchmal des Morgens schon beim Sternenhimmel und Mittags wieder in der größten Hitze an der Arbeit gewesen sei. Dieß beweisen übrigens auch die 3400 Kaffeebäume, die er mit einem Mädchen und einem Sohn von 15 und 14 Jahren noch neben den Schulstunden bearbeitet, und die 329½ Alqueiros Kaffee, die er gepflückt hat. Auch über seinen Charakter ist mir nicht das mindeste Ungünstige bekannt geworden: er ist ein Ehrenmann, der mehr an die Kolonisten als an sich selbst gedacht hat.

Zum Schluß komme ich noch auf das System der Halbpachtkolonisation selbst zurück.

Ich habe bei Beschreibung der Lage der wenigen zufriedenen und glücklichen Familien nirgends übertrieben, eher zu wenig als zu viel gesagt. Das Unglück und die Verzweiflung der vielen Wittwen

und Waisen stand mir noch zu lebhaft in der Erinnerung, als daß ich mit diesem Bericht neue Kolonisten hätte anlocken wollen. Und wie viele Leute gibt es nicht, die in solchen Berichten bloß das Gute sehen? In der That war die Wahrscheinlichkeit für einen Auswanderer, auf diesen Halbpachtkolonien glücklich zu werden, nicht viel größer als die, in der Lotterie das große Loos zu gewinnen; gibt es aber nicht immer Narren genug, die in die Lotterie setzen?

Die wenigen glücklichen Familien beweisen uns, wie schön der Gedanke der Halbpachtkolonisation war, welch glückliche Zukunft sich dem europäischen Proletariat bei einer wirklichen Theilung von Kapital und Arbeit in der Provinz St.Paul hätte eröffnen, wie in der That das Haus Vergueiro sich ein unsterbliches Verdienst um hundert und hundert arme Familien hätte erwerben können.

Die übergroße Zahl unglücklicher Familien beweisen uns aber, daß die Anwendung des Prinzips in der That auf traurige Weise gescheitert ist. Als Grund davon haben wir kennen gelernt Unklarheit und Dehnbarkeit einzelner Bestimmungen des Kontrakts, Habsucht der Fazendeiros, Faulheit, Liederlichkeit und Arbeitsunfähigkeit der Kolonisten.

Die Verantwortung für das Unglück der arbeitsunfähigen Kolonisten fällt jedenfalls zum großen Theil auf Agenten und Heimatgemeinden. Nicht bloß alte Soldaten, gewesene Zuchthaussträflinge und arbeitsscheue Leute finden sich auf den Kolonieen, sondern ich habe selbst folgende Opfer unverzeihlichen Leichtsinns getroffen, oder wenn dieselben gestorben waren, mit ihren nächsten Anverwandten gesprochen: Greise von 70 bis 85 Jahren (z. B. Vater von Nr. 13 bei Joao Leite, Mutter von Nr. 20 auf Angelica und viele andere); Invaliden: mit Einem Arm (Nr. 12 auf St.Lorenzo), mit Einem Bein (Nr. 1 bei Franc. Mar. Garvao), Blinde: Schwester von Nr. 1 bei Joao Leite, ein anderer Blinder soll sich noch auf einer Kolonie befinden, die ich nicht besucht; ganz ausgebildete Kretins: Nr. 21 auf Angelica. — Und diese Leute wurden von den Heimatgemeinden nicht bloß fortgelassen, sondern, wie besonders die Auswanderer von Engi behaupten, den jüngeren, gesunden Kolonisten noch aufgedrungen; diesen wurde nur unter der Bedingung, daß sie jene mitnehmen, die Reise mög-

lich gemacht, die Vorschüsse ertheilt! Die Gesunden haben nun die Alten und Kranken noch zu ernähren und, wenn diese gestorben sind, deren Schulden abzuzahlen!

Von Gächlingen, Kanton Schaffhausen, sind wenige arbeitsunfähige Kolonisten gekommen, wohl aber neben soliden und ehrbaren Leuten auch solche, die nach der Aussage jener im Zuchthaus gewesen waren, oder nach ihrem Lebenswandel in dasselbe gehört und nur durch Auswanderung sich demselben entzogen hatten (z. B. Nr. 11 und 12 bei Dr. Elias). Dennoch erhielten alle diese Gächlinger von ihrem Gemeindrath ein und dasselbe Sittenzeugniß. Ohne Zweifel haben jene zwei Familien großes Ungück über alle andern gebracht, indem sie zum Dr. Elias hielten, diesem und seiner Familie Alles hinterbrachten, was auf der Kolonie gesprochen wurde, ihre eigenen Brüder verleumdeten und mit frecher Stirn die Schändlichkeiten des Herrn in Schutz nahmen.

Trotzdem, daß dieser erste Versuch des Halbpachtsystems so schlimmen Erfolg gehabt, glaube ich dennoch nicht an dessen Unausführbarkeit. Vielmehr glaube ich, daß, wenn die Träger der Arbeit geschützt werden können gegen die Macht der Träger des Kapitals, kein anderes System für den Einwanderer so günstig sein kann, und daher auch in andern Ländern, wohin die Kolonisation sich wendet, Berücksichtigung verdient.

Wohlhabende Kolonisten können sich bei gutem Verdienst während 1 oder 2 Jahren ans Klima gewöhnen, Sitte und Sprache kennen lernen und so allmälig auf den Ankauf von Grundeigenthum sich vorbereiten. Der frisch Angekommene wird dabei in 9 von 10 Fällen betrogen.

Aermere, die bloß die Ueberfahrt bezahlen können, müssen einige Jahre länger als Halbpachtkolonisten arbeiten, und können sich dabei viel schneller als in Europa so viel verdienen, als zum Erwerb von Grundeigenthum nöthig ist.

Ganz Armen, die auf Vorschuß herüberkommen, wird dadurch die Auswanderung überhaupt möglich gemacht.

Nach Allem, was ich gesehen, würde ich aber keinem Armen unter keiner Bedingung mehr rathen, auf Vorschuß nach irgend einem Lande auszuwandern. Seien wir billig und geben wir zu,

in welcher Abhängigkeit der Schuldner vom Gläubiger selbst in Europa ist. War es daher nicht von vornherein ein verfehlter Gedanke, schweizerische Arme in diese Abhängigkeit von brasilianischen Gutsbesitzern zu bringen, die bisher an die Behandlung von Sklaven gewohnt waren? Ist es in der Schweiz schwer, dem Mißbrauch jener Abhängigkeit, dem Wucher, Grenzen zu setzen, wie sollten denn arme Kolonisten in Brasilien sich vor demselben schützen können?

Große Gefahr für jeden armen Einwanderer in jedem fremden Lande wird jedenfalls so lange vorhanden sein, als die Auswanderung bloß von Agenten geleitet ist, die, wenn die Kolonisten einmal auf dem Schiff sind, sich nicht mehr um dieselben bekümmern, niemals dieselben an Ort und Stelle begleiten, und im günstigsten Fall eben so wenig wissen, was die Kolonisten im fremden Lande zu erwarten haben, als diese selbst.

Daß aber, wenn die Auswanderung von den Regierungen selbst an die Hand genommen und geleitet würde, in den gesegneten und fruchtbaren Ländereien des neuen Kontinents unsern Armen eine schöne Zukunft bereitet werden könnte, das ist wohl auch aus diesem Berichte zu entnehmen.





